DIE BUNTE WELT: LÄNDER UND LEUTE IN DICHTERWORTEN : DIE FREMDEN...

Die bunte Welt

Länder und Leute in Dichterworten

Herausgegeben von
Dr. Eduard Ebner

Bildschmuck von Albert Reich

Die fremden Erdteile



München und Berlin 1920
Druck und Verlag von R. Oldenbourg

Zum Geleit.

Dieses Buch ist für die Jugend bestimmt. Es will die Striche und Linien der Landkarten, die Punkte und Kreise, welche Eisenbahnen und Flüsse, Gebirge und Städte bedeuten, zu buntem Leben erwecken.

Die Worte dazu haben Dichter und Schriftsteller geliehen, nicht, wie man erwarten möchte, Geographen und Forschungsreisende. Dies ist die Eigenart des Büchleins. Und sie bedarf vielleicht der Rechtfertigung.

Kann der Dichter, der nicht Geograph ist, ein wahres Bild einer Landschaft erstehen lassen? Friedrich Ratzel, gewiß ein Zeuge von Gewicht, bejaht diese Frage. In seinem an Anregungen so reichen Buche „Über Naturschilderung" behandelt er auch die dichterische Naturschilderung in ihrem Verhältnis zur naturwissenschaftlichen. Er erkennt sie freilich nicht bedingungslos an, aber er rühmt die Fähigkeit des Dichters, durch die Plastik seiner Sprache einen ganzen Naturgegenstand kurz und deutlich bezeichnen zu können, und will, daß die wissenschaftlichen Darsteller hier von den Dichtern lernen.

Der Dichter sieht scharf und beobachtet genau — darin gleicht er dem Forscher. Er übertrifft ihn aber unter Umständen: denn er erlebt eine Landschaft, wie der Dichter einer historischen Ballade oder eines Dramas eine Persönlichkeit oder eine Zeit in sich erlebt. Aus dem Erlebnis heraus erwächst dann eine Darstellung, die sich nicht damit begnügt, das Gesehene in Einzelzügen zu beschreiben. Der Dichter, wie überhaupt der künstlerische Gestalter, stellt nicht bloß die Bestandteile zusammen, deren Summe die Landschaft ausmacht, sondern er deckt deren Seele auf, indem er die Stimmung festhält, die in ihr webt.

So gibt der Künstler wirkliches Leben statt toter Formen. Gerade darum aber ist seine Darstellung eher als die rein wissenschaftliche imstande, geographische Bilder der kindlichen Auffassung zu vermitteln; denn diese ist, wie die Pädagogen mit Recht behaupten, selbst poetisch.

Dazu kommt noch, daß die dichterische Darstellung die Landschaft gerne in Verbindung mit den Menschen zeigt und auch so der jugendlichen Teilnahme näherbringt, sei es, daß die Menschen als Staffage

über die Landschaft hinschreiten oder, in den Vordergrund tretend, in ihrer Art und ihrem Wesen geradezu als Ergebnis landschaftlicher Bedingtheit und als deren Verkörperung erscheinen.

An brauchbaren Werken ist kein Mangel, wie die folgende Zusammenstellung wohl dartun wird, die selbst nur eine Auswahl ist. Die Zeiten sind längst vorbei, in denen, wie Gottfried Keller einmal sagte, die Dichter nicht dazukommen konnten, ihre alte Mutter im nächsten deutschen Ländchen zu besuchen. Deutsche Dichter (und solche wurden hauptsächlich herangezogen), wie Waldemar Bonsels, Maximilian Dauthendey, Hans Heinz Ewers, Norbert Jacques, Bernhard Kellermann, Alfons Paquet, haben die halbe, wenn nicht die ganze Welt bereist, andere, wie Otto Julius Bierbaum, Ludwig Finckh, Gerhart Hauptmann, Oskar A. H. Schmitz, wenigstens beträchtliche Stücke mit eigenen Augen gesehen.

In Gedichten, Tagebüchern, Novellen, Romanen haben sie die Eindrücke ihrer Fahrten niedergelegt. Es gilt nur, geeignete Abschnitte daraus zu schöpfen, und dazu will die vorliegende Auswahl behilflich sein. Sie beschränkt sich auf die außereuropäischen Erdteile. Ein weiteres Bändchen über die europäischen Länder soll folgen.

Albert Reichs Künstlerhand hat das kleine Werk mit Zeichnungen geschmückt. Möge es der Jugend die Augen öffnen für die Fülle der Formen und Erscheinungen und sie das Staunen lehren vor den bunten Wundern der weiten Welt.

Dr. Eduard Ebner.

Den Verfassern und Verlegern, die in freundlicher Weise den Abdruck von Gedichten und teilweise umfangreichen Stellen aus den einzelnen Werken gestatteten, sei auch hier der Dank des Herausgebers und Verlegers ausgesprochen.


Afrika

Abend auf dem Roten Meer.

Von brennenden Wüsten her
Zittert ein giftiger Wind,
Dunkel wartet das wenig bewegte Meer,
Hundert hastige Möven sind
Durch die offene Hölle unsre Begleiter.
Blitze reißen kraftlos am Himmelsrand,
Keines Regens Wohltat kennt dies verfluchte Land.
Drüben aber steht licht und heiter
Eine friedliche Wolke allein;
Die hat uns Gott dahin gestellt,
Daß wir nicht länger trostlos sein
Und einsam leiden mögen in dieser Welt ...

H. Hesse



Nachts im Suezkanal.

Seit zwei Stunden wird das Schiff von Moskitos belästigt; es ist sehr warm und die heitere Stimmung vom Mittelmeer hat sich erstaunlich rasch verloren... Ich versuche zu schlafen. Ich lege mich in meiner winzigen Kabine aufs Bett, über mir saust schnurrend der elektrische Fächer, im kleinen runden Fensterloch steht schwarzblau die heiße Nacht, knisternd singen die kleinen Stechmücken. Seit Genua war keine Nacht an Bord so still; seit Stunden kein Geräusch als das leise Rollen eines Eisenbahnzuges von Kairo, der auf dem langen öden Damm auftauchte, in gespenstischer Nähe vorüberschnob und wunderlich im Röhricht der weiten kahlen Landschaft verschwand.

Noch ehe der Schlummer kommt, schreckt mich das plötzliche Verstummen der Maschine auf. Wir liegen still. Ich kleide mich an und gehe aufs Oberdeck. Ringsum eine unerhörte Stille, vom Sinai her kommt der abnehmende Mond, bleiche Sandhaufen schauen im vorübergleitenden Blick entfernter Scheinwerfer tot und glanzlos auf, im unendlichen schwarzen Wasserstreifen blinken grelle, giftige Reflexe, unterm schweren matten Mond zucken hundert Seen, Sümpfe, Lachen, Binsenteiche gelb und lieblos aus der traurigen Ebene. Unser Schiff fährt nicht mehr, kein Ruf oder Pfiff, es liegt regungslos, verzaubert, aber voll tröstender Wirklichkeit in der Wüste... Unterdessen fahren zwei große Dampfer langsam und unendlich behutsam an uns vorüber. Der große Kanal ist kostbar und gebrechlich und wird wie Gold geschont...

Der Mond hat seinen kleinen Bogen beschrieben, er neigt sich und versinkt hinter den grauen Schutthalden und mit ihm versinken die hundert kühlen, übelwollenden Blinklichter der Sümpfe und Seen, die Nacht steht dick und schwarz, scharf durchschnitten von den Lichtbahnen der Scheinwerfer, die ebenso unheimlich und lautlos und unendlich geradlinig sind wie der furchtbare Kanal selbst. H. Hesse.

In der Oase Fayum und am Mörissee.

Araber füllten (in Medinet el Fayum) den Zug, in dem ich der einzige Europäer war. Sämtliche Passagiere waren Männer, darunter Prachtgestalten von Wüstenbewohnern. Unmittelbar hinter dem Bahnhof fuhr ich auf dem Ägyptens blühendste Oase durchquerenden Schienenweg an El Medinets Totenstadt vorüber ... fuhr durch die Trümmerstätte Arsinoës, um alsdann in ein Hesperien einzugehen.

Wiederum Palmenwälder, Blütenhaine, Gartenland: Damaskusrosen, Oleander und flammende Euphorbien unter schwarzen Johannisbrotbäumen. Purpurviolette Bugainvilles umwanden die Stämme uralter indischer Banyanbäume, durchrankten die lichten Wipfel; traubenbeschwerte Reben wucherten wie in glückseliger Wildnis zwischen Orangen, Mandarinen und Zitronen; an Feigen und Maulbeer, Oliven und Granaten herrschte verschwenderischer Überfluß; es dehnten sich die Baumwollfelder, die Reisfelder, und jede Ackerscholle trug dreifache Frucht, also dreifachen Segen ...

Auf der letzten Station der Wüstenbahn stieg ich aus. Sie liegt hart am Rande der Oase, die hier fast unvermittelt zuerst in baumloses Fruchtland, alsdann in Steppe und Öde übergeht, in Wildnis und Wüste ..

Ein Pferd erwartete mich, ein von einem Esel gezogener Karren mein Gepäck. Bald lagen die Palmenwälder des „Landes der Rosen" hinter mir und ich ritt durch die mit Baumwolle, Durra und Reis bepflanzte, von den goldgelben Dünen der Libyschen Wüste umschlossene weite Ebene. Gräben durchzogen das sandige Land, Sakijen und Chaduffs bewässerten die Felder mit jener erstaunlichen Kunst, die bereits die Urväter der heutigen Bewohner voll unsäglicher Liebesmühe übten; eine Mühe, wie sie nur das Volk der Fellachen kennt: ein Volk, das bis zum heutigen Tage ... in seiner durch Jahrtausende zergeißelten Seele geblieben ist, was seine Väter gewesen: Fronarbeiter, Knechte, Sklaven ...

Und jetzt — der Rand der Libyschen Wüste, hoch und höher aufwachsend, unter den Strahlen der Mittagssonne selbst Strahlen aussendend. Ich reite dem Glanz entgegen, erblicke in der Farbe blühenden Flachses, von dem Goldschimmer der Wüstenberge umleuchtet, eine unabsehbare Wasserfläche: den Birket-Karun der Ägypter — den Mörissee der Griechen.

Hier lebe ich nun. Mein Schlafzelt steht dicht an dem Ufer des Bahr Jusuff, jenes uralten, weltgeschichtlichen Wasserlaufes, der, in Oberägypten dem Nil entströmend, in nächster Nähe von meinem Zeltlager in den Mörissee mündet, nachdem er viele tausend Äcker üppigsten Fruchtlandes geschaffen; geschaffen die ganze Oase Fayum, Ägyptens reichste Provinz. Nachts höre ich unmittelbar neben dem Zelt das

murmelnde Plätschern des seiner Auflösung nahen Gewässers; und ich höre das Raunen und Rauschen des Schilfes, das wie hochstämmige Waldung als ägyptischer Dschungel die Ufer umschließt ...

Wie soll ich sie nur schildern die Tamariskengefilde mit ihren weißlichen, ins Bläuliche schimmernden Blättchen und ihren rosigen Blütenzweigen? Meilenweit bedecken sie die Steppe, meilenweit erstreckt sich der metallische Schein des Laubwerks, der sanfte Rosenglanz der Blüten. Er säumt den Wüstensee, dessen Farbenspiel eine Magie ist: vom zartesten Blau zur Farbe des Saphirs, vom hellsten Grün zum Leuchten des Smaragds, darüber aufragend das rötliche Gold der Wüstenberge in lang sich hinziehender Kette.

In der Frühe eines jeden Morgens werden die wilden Gärten von Pelikanen bevölkert. Schwerfällig aus dem Rosenglanz sich hebend, schweben sie darüber hin und lassen sich auf den Seespiegel sinken. Am jenseitigen Ufer des Bahr Jusuff führt durch die Gebüsche ein schmaler Pfad. Auf diesem ziehen die Bewohner der Steppe zum Gestade des Sees: schwarzgewandete Frauen mit ihren Säuglingen auf der Schulter, Fischer mit ihren Netzen, Hirten mit ihren Herden ... Den ganzen Tag erfüllt das schwermütige Blöken der Schafe die Tamariskenfelder, und Büffel erheben ihr schwarzes Haupt mit bösen Augen aus rosigen Rispen. Möven und Seevögel streichen an mir vorüber, Schwärme von Enten, Bekassinen und Wildgänsen, während das Schilf von den flötenden Tönen der Rohrdommeln, dem Geschrei der Spatzen durchhallt wird: auch am Mörissee in der Libyschen Wüste gebärdet sich das freche Gesindel als die Herren der Welt. Verscheuche ich es, so erhebt es sich aus dem Röhricht gleich einem lebendigen grauen Gewölk, das sausend wie Sturm durch die Lüfte schwirrt.

Nachmittags durchstreife ich häufig die Tamariskenfelder, deren Zweige mich mit rosigem Blütenschaum umsprühen und über mir zusammenschlagen. Oder ich lasse mich vom Fischer durch ein Labyrinth der Wasserläufe auf den See hinausrudern.

Das sind wundersame Fahrten! Lautlos gleitet der Nachen die schwarzen, von Tamariskenblüten umschimmerten Fluten hinunter. Vor mir im Schiff die beiden phantastischen Gestalten der jungen Beduinen, über mir das sanfte Rosa der Blumen und der Azur der Himmelsdecke. Nichts anderes als diese zwei Farbentöne und diese zwei Menschen.

Lange dauert die Fahrt über das ganze Seebecken zum jenseitigen Ufer. Ich fahre an winzigen Eilanden vorüber. Es sind wenige Fuß umfassende, mit Schilf und Binsen bewachsene Schollen. Ein Fischer steht darauf. Der hat sein Netz ausgeworfen und wartet auf den Fang. Neben dem Inselchen, im Nachen, liegt die Beute, ein Haufen schimmernder Schuppen: die berühmten Barben des Mörissees.

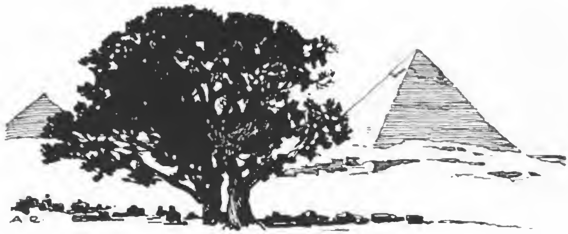
Wildgänse, Kraniche, Reiher, Pelikane, ein Flamingo!.... Jetzt stößt der Kahn an das jenseitige Gelände. Ich steige aus und lasse die Männer zurück. Sie bedeuten mir, vorsichtig zu sein: ein Verirren in dem Sandmeer sei leicht... Ich erklimme das steile Ufer, breche mir durch Dorngestrüpp und Dickicht mühsam Bahn und befinde mich nach wenigen Schritten in einer anderen Welt: in der gefürchteten und furchtbaren — in der feierlichen und herrlichen der Wüste. Berge, Täler, Hänge, Schluchten von bald hellerer, bald dunklerer Bernsteinfarbe. Ich steige hinauf und gleite hinab. Stehe ich oben, so erblicke ich eine Unendlichkeit gelbroten Sandes unter einem strahlenden Himmel; stehe ich unten, so sehe ich mich eingeklemmt zwischen Wänden, die zu brennen scheinen.

Ich überklettere Hügel von scharlachrotem Gestein, das auf den goldenen Gipfeln lagert, wie von einem Erdbeben durcheinander geschüttelt; ich sehe auf den glatten Flächen, die zwischen den Hügeln gleich versandeten Gletschern hinabrieseln, die Fährten von Schakalen und Wildkatzen, sehe die goldige Tafel der Wüste mit Runenschrift bedeckt: die Spuren von Käfern und Vipern. Von so vielem Wundersamen das Wunderbarste: Ruinen. Ruinen von Tempeln, Palästen; Ruinen von Städten. Ist das möglich, daß hier die Wüste einstmals Kulturland gewesen? Ein Land voll Gedeihens und Blühens, ein Land des Lebens für Lebende?...

Ich stoße auf gestürzte Säulen, zertrümmerte Statuen und Reliefs; auf versinkende Mauern, Portiken, Hallen... Ich finde Scherben tönerner Gefäße von strahlender Bläue; finde kleine Figuren von derselben leuchtenden Farbe; finde einen Skarabäus, gezeichnet mit Hieroglyphen...

Erst bei Anbruch der Dämmerung gelange ich wieder zu meinem Ausgangspunkt zurück... Welche Rückfahrt unter einem, von dem Brand des Sonnenuntergangs noch glühenden Himmel, angesichts der von demselben himmlischen Feuer entzündeten Wüstenberge.

Richard Voß.



Alltag um die Pyramiden.

Es war da im Sandgetriebe, in der Pyramiden Nähe, ein Menschen-
geschiebe über den Sandwehen,
Von Fellachen, Kamelen, Führern, Photographen und Wasserver-
käufern ein Kommen und Gehen;
Die da lärmen und wie Spatzen lachen und ihre Geschäfte mit Fremden
machen
Und in hellen Haufen an den steinernen Quadern der Heiligtümer wie
Ameisen auf und nieder laufen.
In einer Bude mußte ich Eintrittskarte zur Cheopspyramide und Führer
kaufen,
Die sich um mich und ums Trinkgeld raufen.

Die Pyramiden lassen sich ruhig vom Alltag anfassen,
Gelassen, in ewigem Frieden, stehen sie auf den Wüstenterrassen;
Indessen ihre Wände den Weg in den Weltraum gehen
Wie die Gedanken derer, die ihren Herzenstraum im Zeitlosen sehen.

Maximilian Dauthendey.

Nilaufwärts bis Assuan.

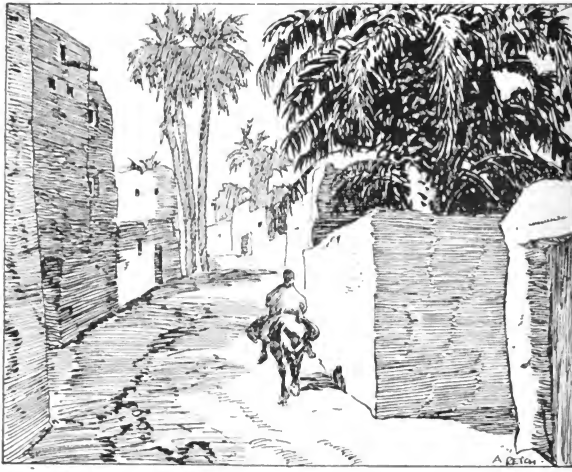
Langsam, langsam gleitet die „Germania" stromaufwärts ... Zu beiden Seiten des Stromes laufen hoch aufgeführte Dämme — sie durchqueren das ganze Land — darauf die Nilvölker unausgesetzt hin und her ziehen: zu Fuß, auf Kamelen und Eseln, mit Büffeln und Herden ... Bei den Dörfern steigen aus den Palmenwäldern und Zuckerrohrfeldern Kinder und Frauen das steile Ufer herab. Sie haben Tonkrüge, die antiken Amphoren gleichen; sie kommen zum Fluß um Wasser zu schöpfen. Die Frauen des Landes sind biblische Gestalten. Schwarze und tiefblaue Falten umhüllen sie. Die am Flusse gefüllten hohen Krüge tragen sie auf dem Haupt, als wären es Kronen ...

Öder und öder werden die Ufer; näher an den Fluß drängen sich die Wüsten mit ihren gelben und roten Sanddünen, ihren orange- und honigfarbigen Klippen, die daraus steil aufragen, hoch umwallt von Geröll wie Schanzen und Festungstürme. Rechts ist die vielfarbige Libysche, links die fast düstere Arabische Wüste, die nilaufwärts bis dicht an den Strom reichen. Sein von Wirbeln aufgewühltes gelbliches Gewässer hat in dem glühenden Schein der Sonne Ägyptens einen Glanz, der morgens und abends in das Farbenspiel des Opals überfließt ...

Sandbänke schieben sich weit vor in die Strudel; fremdartiges Vogelvolk kauert auf dem angeschwemmten Grund: Marabu und Fischreiher, Seeadler und Geier und der einstmals heilige Ibis. In dichten Schwärmen bedeckt schwarzes winziges Wassergeflügel die Flut, aus der Ferne gesehen schwimmendem dunklem Lotus gleich. Auch ein Wüstenwolf schleicht sich zum Flußbett heran ...

Öde und öder, wild und wilder wird die Landschaft, von einer unsäglichen Schwermut wie von purpurnen Schleiern umwebt. Dabei wächst ihre Größe von Augenblick zu Augenblick ... Plötzlich schwärzliche Klippen und Riffe inmitten der schimmernden Flut: Granit! Die Granitfelsen des ersten Katarakts wie durch ein Elementarereignis aus den Tiefen der Erde emporgeschleudert, mitten hinein in den Strom; ein Felsgewirr, als sei das Grenzland Oberägyptens und Nubiens ein norwegischer Fjord.

Dann zur Rechten der Ausblick auf ein paradiesisches Eiland: die Palmeninsel Elefantine; zur Linken, lang und schmal am Nilufer ausgestreckt, eine weiße Stadt. Sie leuchtet weit hinaus, über Fluß und Ferne, von Hunderten und Aberhunderten von Palmenkronen wie von einem Baldachin überschattet: Assuan, die Wüstenstadt. Richard Voß.



Biskra.

Eines Tages hatte Achmed (der Führer) Kamele gemietet und wir ritten hinaus. Es ist ein seltsames Reiten auf dem breiten, hohen Rücken zwischen Spreusäcken, langsam, langsam schwankend. Lautlos wie auf Samt tritt das Kamel auf, weich und gelenkig; es setzt beide Füße der einen Seite fast gleichzeitig auf, während die beiden anderen einen Moment in der Luft schweben; so wird man nicht von vorne nach hinten geschüttelt oder in die Höhe, sondern von rechts nach links geworfen...

Wir ritten die enge lange Gasse durch Alt-Biskra durch, die Palmen grünten in der Sonne hinter den Lehmmauern, alle primitiven Köstlichkeiten dieses einzigen Stücks Erde erschlossen sich mir. Ein Blick in eine Beduinenhütte hinter den Mauern mit einem heiser bellenden Spitzerhunde, ein Schauen durch dunkle Flure, wo schmutzige Kinder sich zu geschmückten braunen Frauen flüchteten, ein Brunnen, an dem die Kamele saufen, ein Lehmbogen über die Straße zwischen zwei Häusern, darin das Gemurmel des großen Gebetes ertönt von vielen Männerstimmen, der weiße, leuchtende Turm der Moschee in Palmen, die Hügel der Oase und endlich draußen die Wüste, lautlos, stumm. In der Nähe graugelb, in der Ferne eine schwarzblaue Flut. Eine Karawane, die uns dattelbeladen entgegenschlurft. Stille und Schweigen. Ludwig Finckh.

Die Wüste.

Als etwas Schreckliches, etwas Furcht und Grauen Einflößendes stellte ich mir die Wüste vor. Und jetzt, da ich sie kennenlernte, erscheint sie mir als das Erhabenste und zugleich Herrlichste der Welt, als die Majestät aller Erdenschönheit ...

Mein Kamel ist mit grellbunten Teppichen behangen, an Kopf, Brust und Leib mit langen roten und grünen, gelben und blauen Schnüren, Quasten und Troddeln geschmückt. Ein Beduine in blauem biblischem Gewand schreitet nebenher. Er heißt Ali und erhielt von mir den Befehl, nicht zu sprechen, so schweigsam zu sein, wie die Wüste selbst ist. Ich weiß, es fällt dem Sohn der Wüste schwer, mir nicht beständig zu versichern, daß er der beste Führer im Nilland sei und sein Tier das vorzüglichste in ganz Ägypten ...

Der braune Führer schreitet schweigend neben mir her, Geier kreisen über meinem Haupt und das Kamel trägt mich tiefer und tiefer in den Wogenschlag dieses Ozeans hinein. Ich lasse die gelben, die braunen, die roten Wellen über mir zusammenschlagen; lasse mich auf dem Rücken meines Tiers in Abgründe sinken; lasse mich auf ihre Kämme emporheben. Oben angelangt, blicke ich um mich. Ich sehe die Unendlichkeit des gelben, braunen, roten Ozeans in einem Weltuntergangssturm zu berghohen Wogen aufgepeitscht und wie durch Zauberspruch gebannt ...

Tiefer und tiefer hinein!

Gelb und braun und rot die Wüste; der Himmel wie eine Wölbung aus Saphiren; die Sonne von einer Glut, daß sie das Sandmeer in ein Feuermeer verwandelt, die Dünen in lodernde Flammenberge ... Karawanen erscheinen auf einem lang sich hinziehenden hohen Kamm. Kamel schreitet hinter Kamel. Sie tragen auf ihren geduldigen Rücken die phantastischen Gestalten der Beduinen und heben sich als eine Reihe schwarzer Schattenbilder von dem leuchtenden Hintergrunde des Äthers ab. Jetzt verschwinden sie in einer Senkung; tauchen wieder auf, ziehen langsam ihre Straße weiter, wobei der aufgewirbelte feine Wüstensand sie als goldiger Nebel umhüllt. Nach einer Weile sehe ich sie nicht mehr. Wiederum scheine ich mit dem braunen Führer der einzige Mensch zu sein ...

Was aber erblicke ich jetzt?

Vor mir, jenseits einer mit winzigen purpurfarbenen Splittern, wie mit Granatkörnern dicht besäten Fläche sehe ich plötzlich:

Einen bläulichen See, von einem gelbroten Gestade umgeben ... Nicht doch! Es sind drei, vier, sechs solcher glanzvollen Gewässer. Sie bilden eine Kette, ein Geschmeide märchenhafter Edelsteine in Goldfassung.

Palmen, ganze Palmenhaine! Dort ist Wasser, ist Schatten, ist Kühlung! Dort können wir rasten.

Seltsam, daß mein Kamel das Wasser nicht wittert, daß der Beduine auch jetzt schweigt...

Als ich auf die lange blaue Kette der Seen mit dem Goldgebirge und dem Palmenhain deute und ihn frage, weshalb er auch jetzt stumm bleibt, antwortet er nur mit einem einzigen Wort: „Fata Morgana!"

Richard Voß.

Durch den Kabylischen Atlas.

Nur wenige Bahnstunden von Algier entfernt beginnt die sog. Grande Kabylie.

In Tizi-Ouzou beginnt man den Aufstieg in dieses noch halb wilde Land. Dort nimmt einen eine Diligence auf, deren dämmeriges Leinwandzelt mit einem Gedräng brauner Männer, schmutzig verschleierter Frauen zwischen bedenklich riechenden Säcken voll kümmerlicher Habseligkeiten den Europäer wenig verlockt. Es gelang mir, einen Platz draußen neben dem Kutscher zu bekommen, einem robusten Burschen mit gebogener Nase und starkem schwarzen Schnurrbart, in blauem Fuhrmannskittel... Bald erschien die wilde Djurdjurakette des Atlas, die Hänge mit Oliven-, Feigenbäumen und Eschen bedeckt; auf den Höhen der Hügel, überall in wildes Buschwerk verkrochen, kabylische Dörfer, deren gewollte Abgelegenheit noch an die ewigen Feindschaften der letzten Jahrhunderte gemahnt. Bisweilen treten Männer hervor in rohen Lumpen aus Sackleinwand; so ist hier der edle arabische Burnus heruntergekommen. Die Frauen sind braun, schön und unverschleiert, auf der Stirn und den Armen blau tätowiert, in bunte, eng anliegende Fetzen gehüllt.

Um halb sechs Uhr erreichen wir das Fort National, diesen „Dorn im kabylischen Auge". Militärisch und rechteckig schneiden seine Mauern in die Landschaft, daneben ein paar nüchterne Wohnhäuser und ein erträgliches Hotel. Ich lasse mich von einem Zuaven durch die Befestigungswerke führen. Es ist Sonntag. Überall in den Höfen ruhen, schwatzen und spielen diese jungen Franzosen, die hier fern von der Heimat dienen, in rotem Fez und Pumphosen. Ringsum bescheint die untergehende Sonne die Gipfel des Atlas...

Am andern Tag begann der Ritt. Zwei Maultiere, ein alter Kabyle und sein 14jähriger Sohn standen um 8 Uhr vor der Tür. Wir ritten durch die schirokkoschwere, graue Luft zu dem Dorf Taourial-Amokrane. Ich betrat die niedern dunklen Häuser; hier hockten Frauen, die aus

feuchter Erde Töpfe drehten, dort saß in dunkler Ecke hinter einem Gitter von senkrechten Fäden eine webende Hexe, überall lehnten in den dämmerigen Ecken Ölkrüge von antiker Form; hohe ofenartige Behälter für Feigen und Korn waren in die Wände gemauert; in einer Grube unter dem Boden schläft das Vieh, Ziegen, Lämmer und Esel, in einem Verschlag in halber Wandhöhe die Familie...

Wir reiten weiter durch den schwülen Morgen zu dem Stamme der Beni-Jenni, wo wir bei dem Bijoutier einkehren, dem einzigen Manne, der einen Tisch und einen Stuhl besitzt. Diesen bietet man mir an, und ich bin dafür dankbar nach vierstündigem Ritte auf orientalischem Sattel...

Gegen zwei Uhr steigen wir ins Tal hinab, und nun kam die intensivste, afrikanischste Stunde dieser Reise. Wir reiten lange durch ein ausgetrocknetes steiniges Flußbett, das übersät ist mit wildem Rosenlorbeer und Granatbüschen, deren rosa und hochrote Blüten wie Blut die graue Schirokkoluft zerreißen. Zwischen den Hufen der Maultiere fliegen Schwärme von Heuschrecken auf, die dieses Jahr in besonderer Menge aus der Wüste gekommen sind und teils die Größe kleiner Vögel erreichen. Über den graugrünen Olivenhügeln schweben Aasgeier. Wer in dieser ausgestorbenen Natur ehemals morgens von einer Kugel getroffen wurde, war von den Raubvögeln am Abend bereits zum Skelett genagt. Heute kann man sorglos durch diese Wildnis reiten, die nach starken Kräutern duftet; die Glieder hängen matt über dem Rücken des Tieres, der Geist träumt unter dem Rhythmus der eintönigen Lieder, welche die Führer aus der Situation der Stunde improvisieren. „Er ist gekommen von weit her, der Fremdling; treibt ihn Neugier oder Gewinn oder schickt ihn sein König? Werden ihm seine Knechte treu sein, solange er abwesend ist?" Je nach der Stimmung mögen sich Worte des Segens oder des Fluches in die Strophen mischen.

Abends sind wir in Michelet...

Am andern Morgen um fünf Uhr fiel Regen; wir ritten einige Stunden durch kalten, grauen Alpennebel, aus dem bisweilen Maultierkarawanen tauchten. Einige Stunden vor dem Col de Tirourda begann der Nebel zu verdampfen, die kahlen Höhen wurden klar, wir erreichten das kleine Schutzhaus in vegetationsloser Öde. Jenseits des Col (1800 m) öffnete sich der Blick in ein sonniges blaues Hügelland. Der Abstieg durch Geröll in der Sonnenhitze wird beschwerlich, aus dem rotbraunen Boden wachsen nur kümmerliche Oliven und stahlblaue Disteln; fern im Grün liegt wie eine Oase die Bahnstation Tazmalt. Vorher aber führt der Weg noch einige Stunden durch das harte Gestrüpp der heißen Steppe. Die Führer singen vielleicht von dem mohammedanischen Paradies, wie es nur die Sehnsucht eines Wüstenvolkes erträumen konnte: ein Garten mit vier Flüssen und bunten, saftigen

Früchten, mit bequemen Lagern neben plätschernden Springbrunnen und schattenspendenden Bäumen. Ich denke an mein kühles Zimmer in Algier mit blauen Fayencekacheln, mitten im Park des Hotels gelegen... Es erscheint mir wie das Paradies Mohammeds in dieser Landschaft, deren Sonne Heuschreckenschwärme verdunkeln, deren Urwälder Pantherspuren aufweisen, in deren Nächten Schakale heulen und wo Affen zu den Bächen herabsteigen, um sich und ihre Brut zu tränken. Oskar A. H. Schmitz.

Bei der Fremdenlegion in Sidi-bel-Abbès.

Pünktlich, um 6 Uhr morgens, traten wir Rekruten auf dem Kasernhof an, im Exerzieranzug: weißer Leinenanzug, blaue Schärpe, Tornister, Patronengürtel und Gewehr — Uniformen und Lederzeug von blitzender Reinlichkeit... Im leichten, raschen Marschschritt der Legion ging es hinaus zum Plateau, einem großen freien Platz beim Negerviertel. Olivenbäume und afrikanische Roteichen umsäumten ihn. Der gelbe Lehmboden war festgestampft von den Marschtritten vieler Tausende von Legionären. Auf der einen Seite des Plateaus lag die village nègre, die Negerstadt. Hart an den Exerzierplatz anstoßend, erhob sich in stolzer weißer Schönheit die Moschee über die erbärmlichen, halbverfallenen Hütten des Negerviertels und allstündlich erklang von ihrem Minarett weithinschallend der Gebetsruf des Priesters: All' il Allah! Gott ist groß!

«Formez les faisceaux! Sac à terre. — Die Gewehre zusammen! Tornister abhängen!"

«Pas gymnastique — Laufschritt. En avant, marche!»

Damit begann alltäglich die Morgenarbeit. Es war das berühmte „Legionsfrühstück", das Lungentraining des Dauerlaufes.

In weitem Viereck ging es um den Exerzierplatz; fünf Minuten lang, zehn Minuten lang, un, deux — un deux, immer im scharfen Takt. Der Korporal, ein prächtiger Läufer, lief an der Spitze und lehrte uns den Trick, auf den es hier ankommt, den kritischen Moment der Lungenermüdung zu überwinden, die „zweite" Luft zu bekommen. Wenn auch der Atem in schweren pumpenden Stößen kam und ging, wenn auch die Augen schmerzten und man anfing zu stolpern vor Müdigkeit, man lief weiter, bis die Lunge sich an die Mehrarbeit gewöhnt hatte, bis man ein Gefühl hatte, als ob man nur eine Maschine sei und immerzu laufen könne. Dann kam das Kommando: «à volonté — wie ihr wollt", und ein Wettrennen in langen, federnden Sprüngen beendete den Dauerlauf von dreißig Minuten.

Das ist das Legionsfrühstück, das schon so manchem seine Lunge gekostet hat!

Pause. Die gequälte Lunge arbeitete in kurzen harten Stößen. Man konnte nicht stehenbleiben, sondern mußte mit raschen Schritten auf und ab gehen, um die pumpende Lunge langsam wieder zu beruhigen.

Der Körper mußte hergeben, was er nur hergeben konnte, bei diesem Morgendrill. Dauerlauf, schwedische Gymnastik, «le boxe», wechselten miteinander ab. Die Ausbildung ging sehr schnell. Alle Rekruten hatten in irgendeinem Heer gedient und die ersten Anfangsgründe militärischer Weisheit waren ihnen schon längst eingedrillt worden. Dreiviertel meiner Mitrekruten waren Deutsche, die noch gar kein Französisch verstanden und denen die französischen Kommandos natürlich „spanisch" vorkamen. Der Lehrmeister hier war die ewige Wiederholung.

Die heiße Sonne brannte hernieder und an einem einzigen Vormittag durchschwitzte man zehnmal jeden Faden am Leib, um zehnmal wieder zu trocknen. In den Pausen stand man herum, paffte selbstgedrehte Zigaretten, die unvermeidliche Zigarette der Legion, die in jeder freien Minute geraucht wird und — nach der die Pause bemessen wurde, nach alter Legionsgewohnheit. „Eine Zigarette lang" dauerte die Pause. Wenn der Korporal seine Zigarette ausgeraucht hatte, ging er langsam ein gutes Stück, hundert oder zweihundert Meter weit, weg und hob die Hand:

«A moi!»

Das bedeutete energischen Laufschritt zu ihm hin und Wiederbeginn der Arbeit...

Um 11 Uhr wurde nach der Kaserne zurückmarschiert. Tornister und Patronengürtel flogen auf die «paquetage» und man warf sich todmüde langgestreckt aufs Bett...

Der Legionär marschiert. Vierzig Kilometer im Tag sind die festgesetzte Minimalleistung. Das muß er leisten können, Tag für Tag, ohne Unterbrechung, ohne Ruhetage, wochenlang. Das ist von allem Anfang an der Zweck der Ausbildung. Der tägliche pas gymnastique, der lange, federnde Laufschritt der Legion, in einer Dosis von den Mannschaften verlangt, die jedem europäischen Kompagniechef ungläubiges Erstaunen abringen würde, ist weiter nichts als eine Vorübung zum Marschieren. Mehreremal jede Woche finden Übungsmärsche statt, über eine niemals geringere Distanz als vierundzwanzig Kilometer, in voller kriegsmäßiger Bepackung, in dem sich stets gleichbleibenden Legionstempo von fünf Kilometern in der Stunde. Keinerlei Zweck ist mit den Übungsmärschen verbunden als ausdauerndes, rasches Marschieren. Sie endigen weder mit einer Felddienstübung, noch haben sie Übungsaufgaben, wie Aufklärungsdienst oder Geländeerforschung durch Patrouillen. Es ist nichts als glattes Marschieren im vorgeschrie-

benen Tempo, ein Dahinstampfen, um ein gestelltes Pensum zu erledigen. Die marches militaires, wie die Übungsmärsche genannt werden, beginnen gewöhnlich um 12 Uhr mittags, wenn die Sonne am heißesten brennt, nach einem Morgen anstrengenden Exerzierens, damit sie unter erschwerenden Bedingungen stattfinden und eine praktische Übung darstellen. Auf irgendeiner der Militärstraßen, die nach allen Himmelsrichtungen von Sidi-bel-Abbès auslaufen, wird mindestens bis zum zwölften Kilometerstein marschiert und dann umgekehrt.

Während des Marschierens in langer Kolonne, in Reihen zu vieren, gelten keinerlei besondere Vorschriften. Der Legionär kann sein Gewehr tragen, wie er will, auf der Schulter oder am Riemen, wie es ihm am bequemsten ist; er kann seinen Tornister abnehmen, wenn er ihn drückt, und ihn in der Hand tragen; es wird ihm nicht anbefohlen, wann er seinen Rock öffnen und wann er ihn schließen soll. Es gilt stillschweigend als guter Legionston, daß die Offiziere den marschierenden Legionär nicht mit Kommandos in Kleinigkeiten plagen oder ihm die Erlaubnis geben: nun darf gesungen werden, nun darf geraucht werden ... Ich habe in ganzen Tagesmärschen kein Wort von Offizieren gehört, kein Kommando außer den kurzen Pfeifensignalen, die „Kolonne, halt!" und „Kolonne, vorwärts marsch!" bedeuten. Sobald das Haltsignal ertönt, schwenken die Viererreihen selbst, ohne Befehl, in Linie ein, und jeder Mann setzt oder legt sich hin in der Ruhepause, wie es ihm gefällt. Die Märsche regiert nur das Prinzip: Marschier' wie du willst, lauf' mit krummem Rücken und mit einwärts gedrehten Fußspitzen, wenn du das schön und gut findest, aber — marschiere!

Immer wieder wird dem Legionär eingebleut, daß er auf der ganzen Gotteswelt zu nichts da ist, als zum Marschieren. Wenn der Hunger ihn im Magen quält und der Durst ihm die Zunge vertrocknet, so ist das sehr bedauerlich für ihn, aber noch lange kein Grund, nicht weiterzumarschieren. Wenn seine Füße bluten und seine Fußsohle brennt wie höllisches Feuer, so ist das traurig — aber das Marschtempo muß unverkürzt das gleiche bleiben. Die Sonne mag brennen, daß die Sinne wirbeln, vorwärts muß er. Seine Aufgabe im Leben ist, zu laufen. Das größte Verbrechen, das er begehen kann, ist — auf dem Marsch zu versagen! Eine unmögliche Marschleistung gibt es nicht für das Regiment der Fremden. Jedem einzelnen ist eingeimpft, hineingehämmert in den Schädel, daß er zu marschieren hat, solange er seine Beine noch regieren kann. Und wenn er sie nicht mehr regieren kann, dann soll er wenigstens noch versuchen zu kriechen.

Es ist ein erbarmungsloses System, das jedoch Wunderdinge an Leistungen hervorbringt.

Erwin Rosen.

Schlafwandel.

Im afrikanischen Felsental
Marschiert ein Bataillon,
Sich selber fremd, eine braune Schar
Der Fremdenlegion.
Lang ist ihr wildes Lied verhallt
In Sprachen mancherlei;
Stumm glüht der römische Schutt am Weg,
Schlafend ziehn sie vorbei.

Unter der Trommel vorgebeugt
Der schlafende Tambour geht,
Es nickt der Kommandant zu Roß,
Von webender Glut umweht;
Es schläft die Truppe, Haupt für Haupt
Unter der Sonne gesenkt,
Von der Gewohnheit Eisenfaust
In Schritt und Tritt gelenkt.

Und was sonst in der dunklen Nacht
Das Zelt nur sehen mag,
Tritt unterm offnen Himmelsblau
Im Wüstenlicht zutag.
Es spielt das schmerzliche Mienenspiel
Unglücklichen Manns, der träumt;
Von Gram und Leid und Bitterkeit
Ist jeglicher Mund umsäumt.

Es zuckt die Lippe, zuckt das Aug',
Auf dürre Wangen quillt
Die unbemeisterte Träne hin,
Vom Sonnenbrand gestillt.
Sie schaun ein reizend Spiegelbild
Vom kühlen Heimatstrand,
Das grüne Kleefeld, rot beblümt,
Den Vater, der einst den Sohn gerühmt,
Verlornes Jugendland!

Ein Schuß — da flattert's weiß heran,
Und schon steht das Karree
Schlagfertig und munter, und keiner sah
Des andern Reu' und Weh.
Nur zorniger ist jeder Mann,
Willkommen ihm der Streit;
Doch wie er kam, zerstiebt der Feind,
Wie Traum und Reu' so weit.

Gottfried Keller.



Savanne.

Es ist kurz vor Sonnenaufgang. Schneeweiße Nebelschwaden lagern über den offenen Grasflächen, die zwischen Gruppen von Dornakazien, Gebüsch- und Agavenkomplexen und Waldstreifen liegen; von der Spitze des Steinhügels aus erscheinen diese weißen Flächen fast wie Wasser.

Zwei Giraffen ragen wie dunkle Silhouetten aus einer dieser Nebelflächen heraus; der untere Teil ihres Körpers ist nicht zu sehen, und wie sie mit nickenden Hälsen langsam über die Fläche ziehen, erscheinen sie wie abenteuerliche, vorsintflutliche Tiere, die auf dem Wasser schwimmen.

Jetzt erscheint die rote Feuerscheibe der Sonne, zwischen Schirmakazien durchscheinend, und die Nebel heben sich und fließen ineinander über, so daß nach wenigen Minuten die Savanne im grauen Flor liegt und von der Sonne nichts mehr zu sehen ist. — Das Grunzen eines Leoparden ertönt aus einem der nahen Waldstreifen. Ganz feiner Sprühregen rieselt für wenige Minuten hernieder, die Nebel ziehen mit einer frischen Morgenbrise westwärts und nach einer Viertelstunde liegt die Landschaft im roten Morgenlicht in ihrer entschleierten Schönheit da.

Schreiseeadler jauchzen in den Lüften und aus den hohen Wipfeln ertönen die klagenden Schreie von Nashornvögeln.

Auf einer saftig grünen Fläche, deren Gräser tausendfach mit wie Diamanten blitzenden Tautropfen bedeckt sind, steht ein Rudel der zierlichen Impalaantilopen.

Die meisten stehen noch mit zusammengestellten Läufen und gekrümmten Rücken; es ist ihnen noch etwas naßkalt; einige lecken sich, und zwei starke Böcke stehen auf verschiedenen Seiten etwas abseits; das Grunzen des Leoparden hat sie vorsichtig gemacht; er ist ihr größter Feind.

Alarmlaut: Pfauchendes Schnauben. Das ganze Rudel vereinigt sich und steht mitten in der Lichtung; die Tiere werfen ihr Gehör hin und her und sichern nach allen Seiten.

Da zieht ein prachtvoller Leopard, vom Walde kommend, etwa 100 Meter von den Impalas, über einen offenen Sandplatz der Lichtung; auf dem Sandplatz bleibt er stehen, stößt seine ärgerlich und bösartig klingenden kurzen Grunzlaute „uohu, uohu, uohu" mit erhobenem Kopf aus, blickt zu den Impalas hinüber, setzt sich, pfaucht leise mit hochgezogenen Lippen und Schnurrbarthaaren: „Ihr habt mich gesehen, jetzt kriege ich euch nicht, aber wartet nur!" — Dann steht er auf, macht einen Buckel, reckt und dehnt sich und zieht scheinbar unbekümmert um die Impalas weiter, durch das Gras der nächsten Gebüschinsel zu.

Die Impalas prusten und schnauben noch mehrere Male und beginnen zu äsen; sie bummeln immer noch sichernd und zierlich-vorsichtig einige 100 Meter an der Gebüschinsel, in der der Leopard verschwunden ist, vorbei und ziehen der offenen Steppe zu...

Fr. Bronsart von Schellendorf.

Am Kongo.

Wohin man auch blicken mochte, den ganzen Fluß entlang sah man auf beiden Seiten nichts als Urwald. Es gibt nichts anderes in jenen Breitengraden. Wie eine leuchtend grüne Moosfläche in unendlicher Vergrößerung brütet der Urwald über den Sümpfen. Er beißt sich in den Erdboden fest mit seinem Wurzelwerk, das nicht wankt und nicht weicht. Er wappnet sich gegen den siedenden Lavaregen der Sonne mit einer schilddicken Schutzdecke aus blankem hornartigem Laube und bedeckt geizig mit seinem Rücken die feuchte, fruchtbare Erde. Er netzt seine zähen herabhängenden Hautlappen im rinnenden Wasser der Flüsse, damit ihm die Sonne den Fuß nicht versengt. Jürgen Jürgensen.



Ein Negerdorf.

Graugelber, zitternder Sonnenschein lag über dem kleinen Negerdorf Mopoto. Es war so heiß, daß an den Bananenbäumen, die in ungeordneten Gruppen hinter und zwischen den niedrigen Hütten standen, die großen, grasgrünen Sammetblätter unter den gebogenen Rippen wie Fetzen herabhingen. Ebenso welk war der mannshohe Maniok, der das Dorf bis an den Waldrand hin wie ein Laubfeld umgab. Selbst die vereinzelten, großblätterigen Parasolbäume, die von den Äxten verschont geblieben waren und die es nun inmitten der Felder für ihre Aufgabe hielten, ihrer Umgebung Schatten zu spenden, hatten sich für besiegt erklärt und ließen ihre graugrünen Blattrosetten und die Spitzen der weißen Kandelaberzweige senkrecht hängen.

Die Palmendächer der erbärmlichen, rundschultrigen Hütten waren so trocken, daß die steifen Blätter ihre Enden emporstreckten und hörbar knisterten und raschelten ... Es war Mittag und die Sonne stand senkrecht über Mopoto. Ein Wehr schien geöffnet zu sein, das alles, was lebte und wuchs, in einem Strahlenbade von drückender Schwere zu ertränken drohte. Zu dieser Zeit lag Mopoto für gewöhnlich in atemloser Mittagsruhe da und die Stille pflegte kaum durch die schwachen Laute der Arbeit der Frauen gestört zu werden, die ringsum in den Hütten mit klanglosen Küchengerätschaften aus Lehm und Holz hantierten.

Heute aber war es anders. Mopoto war in fieberhafter Aufregung. Drüben unter dem breiten schattigen Saphobaum mitten auf dem gelben, sandigen Dorfplatz saß der Häuptling des Dorfes, der alte Jolo, dessen grauer Körper mit Runzeln bedeckt war. Um ihn her hockten mehrere angesehene Greise des Ortes. Und diese Gruppe der Sitzenden umstand ein kleiner Kreis von halbnackten Negern, Männern, Frauen und Kindern, die begierig nach Neuigkeiten schnupperten. Sie alle schwitzten in der Sonne, so daß Rücken und Schultern fettig glänzten. Ringsum im Dorfe steckte man die Köpfe unter den niedrigen Dächern hervor

und rief dem Schwarm auf dem Dorfplatz allerhand zu. Immer mehr Neugierige fanden sich ein, während manche, die schon lange in der Sonne gestanden hatten, befriedigt und erhitzt nach Hause gingen.

Aus Balala, dem Nachbardorfe von Mopoto, an dem kleinen Flusse Lolo, war nämlich die Nachricht eingetroffen, daß Pongo, der Sohn des alten Jakula, auf der Heimreise begriffen sei.

Vor gut drei Jahren hatte Pongo dem heimatlichen Herd den Rücken gekehrt. Als ihm eines Tages das ergebnislose Müßiggängerleben in dem kleinen Waldwinkel unerträglich geworden war, hatte er das Dorf verlassen, ohne von dem alten, mürrischen Jakula Abschied zu nehmen, und war nach Balala gegangen; dort hatte er in der Nacht ein kleines Einruderertanoe gestohlen, war stromabwärts gefahren und hatte glücklich die Station Jambaya erreicht.

Vor seiner Abreise aus Mopoto hatte er den Kameraden gegenüber verlauten lassen, er wolle Soldat werden; und im Laufe der drei Jahre hatte man von anderen Soldaten, die aus Balala heimkehrten, gehört, Pongo sei in einer Kompagnie an einem unbekannten Flusse mit dem Namen „Bahr" gesehen worden. Ein Soldat aus Balala, der mit einem Dutzend französischer Worte prahlte, hatte behauptet, der Fluß werde auch „Nil" genannt; und nach Mitteilung eines andern, ebenso sachkundigen Soldaten sollte die Reise dorthin von Mopoto aus sechs Monate dauern.

Jolo hatte am Morgen ein paar Leute nach Balala gesandt, die Pongo beim Tragen seiner Blechkoffer durch den Wald nach Mopoto behilflich sein sollten. Es war das erstemal, daß man in dem Dorfe einen heimkehrenden Soldaten empfing, und man war sich nicht ganz klar darüber, wie viele Koffer voller Tuch, Perlen und Messingstangen ein Soldat während einer dreijährigen Dienstzeit wohl verdienen konnte. Einige meinten: fünf. Kondo aber, ein jüngerer Neger, der mehrmals in den Häusern der Soldaten in Jambaya gewesen war, wenn er die Lieferungen von Mopoto: Kautschuk und Palmöl überbracht hatte, und den all die farbenreiche Baumwoll- und Messingpracht, die er dort gesehen, schier geblendet hatte, — Kondo meinte: hundert Koffer....

Nun kam ein Mann vom Waldesrande her gerannt, von jener Stelle her, wo der Weg aus Balala mündete. Er war vorausgelaufen, um zu sagen, daß Pongo schon ganz dicht in der Nähe sei. Die Kunde verbreitete sich schnell in allen Hütten und die, die noch in ihrer Behausung waren, kamen herausgekrochen und liefen über den heißen Platz hin, um sich dem Schwarm unter dem Saphobaum beizugesellen.

Der alte Jakula hatte sich mit allen seinen Habseligkeiten geschmückt, einem Gürtel aus Antilopenfell, einem schmutzigen Stück Tuch, das ihm als Schurzfell diente, einem verzierten Messingstirnschild, so groß wie eine Untertasse, und einem Halsband aus Menschenzähnen. Jakula war an sich eine höchst unbedeutende Persönlichkeit, die im Dorfe keine

Rolle spielte ... Aber heute konnte man es ihm nicht anmerken, daß er durchaus nicht zur besten Gesellschaft von Mopoto gehörte. Er, der sonst bescheiden in der zweiten oder dritten Reihe stand, wenn die Leute des Dorfes aus irgendeinem feierlichen Anlaß versammelt waren, drängte sich vor, bis er neben Jolo stand ...

Vom Waldrand her ertönten laute Rufe. Jolo erhob sich und durchschritt den Kreis. Jakula machte ein paar entschlossene Schritte vorwärts, kniff die zahnlosen Kiefer zusammen und ging neben ihm her. Die andern folgten.

Da war er!

Ein kleiner, strammer Soldat in blauer Leinenuniform und roter Mütze, die ihm schief auf dem Kopfe saß, und mit einem langen Stab in der Hand, trat aus dem Walde und lenkte seine Schritte auf die kleine Gruppe zu. Hinter ihm kamen in langsamem Trabe die Träger mit den Koffern und Körben, die sie zu je zweien an Stöcken trugen.

Da winkte Jolo dem Ankömmling grüßend mit der Hand zu und grinste ihn von weitem an ... Jolo krümmte den Rücken, reichte Pongo seine Rechte und legte die Linke mit herzlichem Druck auf die des Soldaten ...

Die Umstehenden gafften zunächst Pongo an ... Doch dann konzentrierte sich die Aufmerksamkeit ziemlich schnell auf Pongos Gepäck. Man sah nicht so viel, wie man erwartet hatte. Der alte Jolo hatte sofort einen vollständigen Überblick über die ganze Situation gewonnen. Es waren nur drei Koffer und ein paar Körbe mit gemischtem Inhalt und mehrere zusammengerollte Matten mit Gerätschaften.

Drei Koffer! Pongo war für einen Augenblick in Jolos Augen etwas gesunken, aber der Häuptling war ein kluger Mann und ans Kopfrechnen gewöhnt. In drei Koffern konnten sich viele begehrenswerte Gegenstände befinden.

Nun lud Jolo Pongo ein, sich auf einen der Holzblöcke unter dem Versammlungsbaum zu setzen, und sagte: „Du kannst bei mir wohnen, ich habe eine leere Hütte“ ...

Jürgen Jürgensen.



Fieber.

Der Dampfer „Prinzessin Eugenie" fuhr langsam den Kongo hinauf. Die Passagiere saßen unter dem Sonnendach auf dem Mitteldeck und stöhnten vor Hitze. Sie waren zu acht und hatten die ganze Fahrt von Antwerpen bis Boma gemeinsam zurückgelegt. Dann hatten sie sich 14 Tage lang, vor Ungeduld fast vergehend, in dem glühendheißen Boma gelangweilt, waren mit dem Zug nach Leo gefahren, hatten dort wieder eine Woche Wartezeit ruhelos verbracht und waren jetzt seit abermals einer Woche an Bord der Prinzessin Eugenie. Während sie hier auf dem Deck bei den Resten ihres mehr als kärglichen Mittagsmahles saßen, beschäftigten sich ihre Gedanken mit den Ereignissen der letzten Tage.

Sie alle waren Offiziere im Dienst des Kongostaates, frische, gesunde Menschen, die noch vor wenigen Monaten in den verschiedenen Heeren ihrer Nationen in Europa ihren Dienst versehen hatten.

Bei ihrer Abfahrt von Leo waren noch zwei Kameraden in ihrer Mitte gewesen. Der eine, der Italiener, hatte sich ein paar Tage nach der Abreise in seine Koje gelegt, hatte die Augen verdreht und den Geist aufgegeben. Die umstehenden Kameraden hatten kaum geahnt, was vorgefallen war, bis der italienische Arzt und der Kapitän des Dampfers hinzugekommen waren und den Tod konstatiert hatten. Der Leichnam war auf einer bewaldeten Landspitze, ein paar Meter vom Fluß entfernt, begraben worden, bevor sich die andern noch von ihrem Erstaunen erholt hatten. Erst am nächsten Tage, als der Dampfer bereits ein gutes Stück oberhalb des Begräbnisplatzes war, überkam sie die unheimliche Erkenntnis, daß der Tod unter ihnen weilte.

Der Vorfall ging dem Dänen, einem ganz jungen Leutnant, so nahe, daß er Fieber bekam und die ganze Nacht hindurch dalag und kommandierte: „Mit Sektionen rechts schwenkt — marsch!" und „Gewehr über!" Und schließlich überließ auch er die „Prinzessin Eugenie" und den ungastlichen Kongo ihrem unbekannten Schicksal und verschwand in dem Nebellande, aus dem niemand zurückkehrt. Er wurde in einem der Eingeborenendörfer am Flusse begraben und der Maschinist verfertigte am Nachmittag, während der Dampfer am Lande lag, aus einer leeren Packkiste ein Holzkreuz für das Grab.

Diesem Kreuz sagten sie alle am nächsten Morgen in der Frühe, bevor der Dampfer seine Reise fortsetzte, Lebewohl. Hätten sie dieses Kreuz anderswo in der Welt, unter anderen Verhältnissen gesehen, so würde es ihnen wahrscheinlich in seiner naiven Einfalt komisch vorgekommen sein. Hier aber mahnte es sie an etwas, das ihnen die Porphyr- und Marmordenkmäler auf den Kirchhöfen von Rom, Brüssel, Genf und Kopenhagen nicht zu veranschaulichen vermocht hatten. Und diese Mahnung blieb ihnen lebendig.

Sie wurden verdrießlich und schweigsam und hatten allerhand merkwürdige Gefühle. Das Essen in seiner langweiligen Einförmigkeit mundete ihnen nicht mehr. Und doch hatten sie nach Beendigung einer Mahlzeit keine andere Beschäftigung, als auf die nächste zu warten, die ihnen, wie sie wußten, ebensowenig munden würde. Die Ungeduld und das Übelbefinden fraßen sich immer tiefer in sie hinein und verzehrten ihre gute Laune.

Im Laufe des Tages wurde bald der eine, bald der andere krank und bettlägerig, und so oft sich einer von ihnen erhob und mit fieberglühenden Augen auf die Kajüte zustürzte, dachten die anderen im stillen: „Das ist Nummer drei! Wann kommt die Reihe an mich?"

Die Schatten des Mißmuts und Heimwehs bedeckten die jugendlichen Gesichter. Die Reisenden verloren allmählich alles Interesse für das wenige, das sich außerhalb des Schiffsbereichs ereignete, und gaben sich ganz dem gemeinsamen Gefühl des Schauders hin, während die „Prinzessin Eugenie" zwischen den Waldwänden dahinstampfte, die sich vor ihr entrollten und hinten längs des endlosen weißglänzenden Flußspiegels dahinschwanden ... Jürgen Jürgensen.

In der Massaisteppe.

Erster Tag in der Steppe. Kein Wild, kein Schuß. Losung und Fährten. Nichts. Hitze.

Wir kommen in eine vollkommen flache, sonnenverdörrte Grassteppe, ohne Baum, ohne Busch. Ein Meer, in spröden, gelben Wogen sich regend. Wind streicht herüber, die Halmspitzen lehnen sich in einem Halbkreis gegen meine Hüften. Die gelbe Grasfläche wird niedriger. Die Hitze rührt sich, weht hin und her, sie pendelt gleichsam, als schaukelte sie sich leise auf dem bewegten Gras. Sie wird nur glühender im Wind, als käme durch die Bewegung ihr Blut ins Rollen. Rollend und kochend atmet die Hitze sich selbst aus.

Kein Baum, kein Busch. Stunden verfließen. Wir begegnen einer Euphorbie, ganz einsam in der Steppe. Nein, denk' ich mir, wozu diese Bosheit? Solch schöner, stattlicher Baum, eine Kandelaber-Euphorbie, ein wahres Bild, und gibt, wie planmäßig, kein Tüpfelchen Schatten! Gut; ich kann es schaffen, gehen wir. Stunden verrinnen. Am Nachmittag winkt die Möglichkeit auf der Ostseite hoher Termitenhügel Schatten zu finden. Aber von weißen Ameisen angefressen werden, wenn auch im Kühlen, ist nicht verlockend. Gehen wir! Zum Wasser, zum Lagerplatz ist noch weit. Stunden verrinnen. Ich gehe.

Aber meine Massaiführer langweilt das einförmige Gehen im Gänsemarsch. Sie laufen voraus, warten, laufen wieder, laufen und

singen dazu. Ihre rötlich anschimmernden Schwarzleiber glitzern von runden kleinen Schweißkristallen... Sie laufen voran und singen, und alles, was die Nackten an sich haben, Speere, Zöpfchen, Tierfelle, Medizinbüchsen, alles baumelt bei ihrem sätzespringenden hohen Trab.

Vor Sonnenuntergang! Der Himmel wird wie ein gemalter Fächer.

Zwischen mir und dem strahlenden Westen steht ein entlaufener Massai und wartet. Schwarz, lang und mager wie eine Wegtafel im Feld am Abend. Er steht nur auf einem Bein, dem rechten, und sein linkes stützt sich, hochgezogen, mit der Sohle gegen den rechten Oberschenkel. So rastet er in dieser Stellung. Seine linke Hand ruht an der Hüfte, die rechte greift nach dem aufrecht aufgepflanzten Speer wie nach einem Baumstamm. Regungslos. Hinter ihm flutet die Abendröte wie eine scheinende Wölbung und die Steppe wie ein vergehender See. Ein Massai, ein Wilder. Aber ich muß an etwas Griechisches denken.

Die Sonne taucht hinunter. Grau wird der Westen, feuchter, grauer klebender Nebel. Ein rasches Tuch über den Leichnam eines Erschlagenen.

Der Massai wächst riesenhaft aus der Erde. Er rührt sich, er schnellt davon, er stürmt auf mich zu, seine Lanze wirbelt ihm zwischen drei Fingern wie ein Mühlrad. Hoho, ein Krieger...

Die Steppe wird stumm und finster und trostlos. Leer, leer.

* * *

Am nächsten Tag erklären die drei Massai, heute würden sie mich an eine Giraffenherde heranführen. Im Tone einer leichten, ruhigen und sicheren Mitteilung. Ich zwinkere ein wenig mit den Augen, indessen ist alles möglich, bei Giraffen und Massai. Wollen sehen, denke ich.

Am frühen Nachmittag tauchen abwechselnd vier oder fünf lange Hälse aus dem Gras. Von den Beinen sehen wir zunächst gar nichts, von den Körpern wenig. Äsende Giraffen. Ich lache vor Begeisterung über den Anblick und vor Jagdlust. Das Gewehr bewegt sich in meiner Hand, es schlägt aus wie eine wasserspürende Wünschelrute. Aber die Massai schneiden bedenkliche Fratzen, sie bitten mich halblaut, Schauri machen zu dürfen. Eine Ratssitzung, ein Konsilium wollen sie halten! Himmel, Teufel, Schauri, jetzt wo die Tiere vor uns —? Ja, das sei es eben. Die Giraffen hätten uns im Wind, das sei es. Ich brause auf, ich flüstere: Maul halten! Und wir pürschen uns an.

Endlich entscheide ich mich zu einem langen, sehr langen, ziemlich zweifelhaften Schuß. Ich halte es vor Erwartung nicht mehr aus. Ein hastiger Griff nach dem Fernglas...

Eine Giraffe hebt den Kopf, sie verhofft und äugt herüber. Sie macht einen höchst drolligen Satz zur Seite, als wollte sie sich platt zur Erde werfen. Sekundenlang besteht ein kleiner Aufruhr, ein Wirrwarr in der Gruppe, noch planlos. Und dann:

Flüchtig in einer Linie.

Meine Massai tanzen vor mir auf und nieder, als rissen sie an unsichtbaren Leinen wie eine Koppel Hunde vor der Fuchshetze. Los, los! Sie schwören mir, ich kriege meine Giraffe, das Gras sei feucht. Die Fährte nicht zu verlieren...

Wir haben Glück: in einer Stunde stoßen wir auf die Giraffen. Es können auch zwei oder drei Stunden gewesen sein, wer zählt das auf einer Giraffenjagd? Immerhin ist noch Sonne genug für einen sicheren Schuß. Der Wind weht diesmal günstig, scharf auf uns zu. Und ich lasse mir Zeit, ich suche den besten Stand, ohne Aufregung, eher zu bedächtig, ich will es so, ich zwinge mich so...

Die drei Massai stehen starr, mit straffen Muskeln und langen Hälsen, weit vorgebeugt. Der Schuß fällt und sie schreien auf, nein, sie schlagen an, das ist es. Ein Jubelgebell: Zusammengebrochen im Feuer...

Wir kommen zur gestreckten Giraffe. Die Massai grinsen vor Freude und ziehen ihre Messer und machen sich ans Fell. Während des Abziehens singen sie. Eine hochgemute Ballade und der Held dieser Ballade bin ich, der Herr Giraffe. Sie raffen das Fell auf, jeder einen Zipf, und tragen es ausgespannt wie einen Teppich. Der Vordermann kreischt auf, mit einer haltlosen, dünnen Bubenstimme, quietschpiepend und kläglich:

„Ein weißer Mann aus Ulaya hat die Giraffe geschossen"...

Die zwei hintern haben rauhe Bässe und brüllen:

„Er ist unser großer Herr, der Herr Giraffe!"

Pausen kommen nicht vor. „Ein weißer Mann aus Ulaya hat die Giraffe geschossen..."

„Er ist unser großer Herr, der Herr Giraffe!"

Der Mond geht auf, die Steppengräser funkeln rechts und links vom schmalen Negerpfad, und ich muß an Hellebarden denken, an eine Leibgarde, die mir Spalier steht, an nichts Geringeres. Die Erde atmet sichtbar, sie strahlt aus, die Luft ist im Kälterwerden begriffen; blaue, wie gefrorene Dämpfe wallen aus der Steppe auf...

Im Lager empfängt mich ein grauenvoller, komischer Wirrwarr. Einige Wanjamwesi schleifen brennende Holzscheite mit der Flamme nach unten über den Boden hin, als wollten sie die Erde mit Fackeln anzünden. Andere sehen zu, lachen und kratzen sich, und alle springen sie von einem Bein aufs andere, als tanzten sie einen Eiertanz um Eier herum, die nicht sind.

Rote Ameisen suchten das Lager heim. Ja, es ist eine Heimsuchung, ein Schlag, das kann ich behaupten.

Der Schwarm huscht in verrückter Eile auseinander, wo ihn ein Kerl mit dem brennenden Scheit attackiert, verbrennt, zerquetscht, an

die Erde spießt. Zwei Schritte weiter schließt sich die gestörte Kolonie und zieht weiter. Ein handbreites, auf der Erde liegendes unmerklich vorwärts krabbelndes Band aus braunem Sammet ist ihr Marsch. Das Band läuft unter meinem Zelt durch, genau mitten durch...

Ich stehe in sehr gedrückter Laune vor dem Zelt und getraue mich nicht hinein. Wo soll ich schlafen? Was soll ich essen? überlege ich. Ich freute mich tatsächlich auf ein Stück Schinkenbein, das mich erwartete, ich freute mich kindisch! Nun, was ist aus dem geworden? Ein Skelett! Kein Faserchen Fleisch ist an dem Beine. Schwarz von Ameisen! Ich blicke mit echter Melancholie auf das Schinkengerippe und greife plötzlich wild nach meinem Nacken; au! Und halte eine zerrissene halbe Ameise zwischen zwei Fingern. Die Zangen stecken noch in mir. Ich blicke zu Boden, vor meine Füße und fliehe mit entsetzten Sprüngen.

Später wickle ich mich mit finsterm Mut in drei Decken und das Moskitonetz. Mir träumte von zwei Ameisenbächen, die mir in die Nase flossen — und weiter — in die Eingeweide — in das Rückenmark.

Und ich verbrachte eine fürchterliche Nacht zwischen wirklichen roten Ameisen und erträumten. Hermann Bessemer.

Südwestafrika.

An einem Morgen (nach langer Fahrt von Wilhelmshaven aus) sagte uns ein Matrose, daß wir Swakopmund heute noch erreichen würden. Da standen wir stundenlang vorn an Backbord und sahen hinüber; aber ein Nebel verbarg uns die Küste. Gegen Mittag aber wich der Nebel und wir sahen am Himmelsrand einige große Dampfer liegen und dahinter einen endlosen Streifen rötlichweißer Sanddüne aus dem Meere herausragen. Auf Meer und Düne brannte grelle Sonne. Wir meinten erst, es wäre eine Barre, die vor dem Land läge, damit die schöne und große Stadt Swakopmund und die Palmen und Löwen nicht nasse Füße bekämen; aber bald, da der Nebel sich vollends verzog, sahen wir in der flimmernden Luft auf dem kahlen Sande weiße Häuser und lange Baracken stehen und einen Leuchtturm. Da standen alle und staunten und sprachen ihre Meinung aus. Viele sahen still und ernst nach dem ungastlichen, öden Lande; andere spotteten und sagten: „Eines solchen Landes wegen so weit fahren!"...

Am andern Morgen in aller Frühe stiegen wir der Reihe nach, den Tornister mit der weißen Schlafdecke auf dem Rücken, das Gewehr über der Schulter, den Patronengurt um den Leib, daran den Wassersack, den braunen Brotbeutel am Riemen, die Feldflasche daran, über die Reeling und kletterten die Strickleiter hinab nach dem sehr großen,

flachen Boot, das in den starken Wellen wohl sieben Meter auf und nieder fuhr. Man mußte sehen, daß man zu rechter Zeit, nämlich wenn das Boot oben auf einer Welle war, die Strickleiter losließ; aber obgleich ich es ganz richtig machte, fiel ich doch schwer gegen die Wandung. Als die Boote zwanzig bis dreißig Mann aufgenommen hatten, spannte sich ein kleiner, flacher Dampfer davor und schleppte uns dem Lande zu.

Je näher wir dem Strande kamen, desto unruhiger wurde das Wasser. Das Boot warf sich immer heftiger und unruhiger durch die wühlenden, springenden Wassermassen. Wir lagen oft tief zwischen zwei hochlaufenden Wellenbergen und sahen von dem Dampfer vor uns nichts. Im nächsten Augenblick waren wir oben und meinten, wir würden heruntergeschlagen. Zuletzt fuhren wir durch lauter Gischt und Schaum, der hoch rund um uns aufsprang und seine Spritzer übers Boot warf und uns ganz und gar durchnäßte. Das Boot wurde eine Zeitlang in dem Gewirr der kurzen schweren, sich überschlagenden Wogen hin und her, auf und nieder gestoßen, daß ich dachte, es müßte ineinanderfallen. Viele wurden von plötzlicher und heftiger Seekrankheit befallen und lagen totenbleich an den Planken. Aber nach einer Weile waren wir hindurch und kamen in flaches, ruhiges Wasser und stiegen an Land.

Durch den unendlich tiefen und heißen Sand, unter brennender Sonne, ungefähr 60 Pfund auf den Schultern, zogen wir landeinwärts. Wir hatten gedacht, daß ganz Swakopmund am Strande stehen würde, überglücklich, daß endlich Hilfe käme; aber es war kein einziger Mensch da. Wir kamen an einzelnen Häusern vorüber, die da im kahlen Sande standen, aber es zeigte sich kein Mensch, der uns einen freundlichen Gruß bot ... Hinter uns hörten wir das schwere Tosen der Brandung — es klang uns fast schon lieblich —, rund um uns, so weit wir sehen konnten, war nichts als dürrer, heißer Sand, auf den die Sonne mit grellem Flimmern brannte. Die Augen zogen sich zusammen; ein heißes, trockenes Gefühl zog die Kehle herunter. Wir waren ziemlich still.

Wir erreichten den weiten sandigen Bahnhof und sahen mißtrauisch und verwundert auf unsern Zug, der mit Rattern und Knattern vorfuhr. Er bestand aus einer endlosen Reihe von kleinen rohen Sandwagen; davor waren fünf oder sieben ganz kleine Maschinen gespannt. Wir wurden auf die Wagen verteilt und stiegen ein. Dann ging es langsam, mit Fauchen und Stoßen und Klappern hinein ins Land.

Es ging immer bergan, Stunde auf Stunde. Soweit wir zu beiden Seiten und nach vorne sahen, war nichts da als weißgelbe Sanddünen, die zuweilen machtvoll emporstiegen. Wir standen und hockten und saßen dicht gedrückt in den kleinen offenen Wagen ... Ein oder zweimal wurde gehalten, damit wir die lahmgestandenen oder -gesessenen Beine ein wenig vertraten. Am Spätnachmittag wurde an einer Stelle die Steigung so stark, daß der Zug in drei Teile geteilt wurde, damit er so stück-

weise auf die mächtige Höhe käme. Da wir alle Mann nachschoben, kam er glücklich hinauf. Dann ging es wieder etwas rascher weiter, immer durch gelbe Sanddünen, immer weiter bergan. Abends erreichten wir die Höhe. Hinter uns lief der abfallende gelbe Sandweg bis zum Meer, das 50 Kilometer zurück, unten in der Ferne lag. Dicht vor uns stand ein ungeheures, schrecklich wildes Gebirge.

Ich hatte niemals ein Gebirge gesehen. Aber nicht allein ich und die anderen Norddeutschen, sondern auch die Bayern staunten. Ganz nah vor uns und fern und ferner ragten ungeheure nackte Felsen zum blauen Himmel empor. Einige waren von der Abendsonne beschienen und leuchteten hell und hart; andere, der Sonne abgewandt, drohten finster und fürchterlich, oft dicht über uns. Hier und da hatten alte, ungeheure Mächte gewaltet, Stücke vom Felsen abgeschlagen und in die Tiefe gestürzt; andere Stücke, schon angerillt, hingen in ungeheurer Höhe, als ob sie jeden Augenblick abstürzen wollten. Wir sahen keinen Strauch, nicht einmal einen Grashalm, und kein Tier. Nur wir Menschen rollten auf unsern knarrenden Wägelein durch das ungeheure tote Wunderwerk ...

Wir fuhren auch noch den größten Teil des anderen Tages, der wieder sehr heiß und sonnig war, in den Tälern des schrecklichen, kahlen Gebirges. Da wir meinten, daß wir unsere Wassersäcke an einer der nächsten Stationen wieder füllen könnten, tranken wir, bis sie leer waren. Als wir aber dann am Mittag wirklich an einer Station hielten und die Maschine Wasser bekam und wir uns auch nehmen durften, konnten wir es nicht trinken, weil es widerlich salzig war ... Am Nachmittag kamen wir endlich aus dem Gebirge heraus auf eine weite Ebene.

Wir machten sehr lange Hälse, als wir herauskamen. Wir meinten, nun endlich, nun wir zuerst die aufsteigenden Dünen, dann das wilde Gebirge hinter uns hatten, müßten die wunderschönen Palmenhaine kommen. Aber was wir sahen, war eine weite, weite Hochebene von rötlichgelber Erde, dürftig bestanden mit grobem, gelblichem, trockenem Grase, das kniehoch wie dünner Roggen wehte. In dem Grase standen verstreut, bald lichter, bald dichter, feste dornige Büsche, anfangs nur mannshoch, dann drei und vier Meter hoch. Sie standen zuletzt so dicht, daß sie mit den Kronen aneinanderstießen. In der Ferne sah man aus dieser weiten, weiten Ebene, hier und da, plötzlich einzelne hohe Bergkegel steil aufsteigen. Einmal, zweimal sahen wir vor uns, in weiter, weiter Ferne, ein wenig über der Ebene, in der heißen zitternden Luft flimmernd, das, was wir zu sehen begehrten: hohe fruchtbare Bäume und blaue Flächen wie Wasserteiche. Aber sie verschwanden wieder und waren Nebelbilder.

Obgleich wir mit dem, was wir sahen, lange nicht zufrieden waren, wurde unsere Stimmung doch etwas besser. Es gab immer etwas zu sehen. Ein fremdes rehartiges Tier jagte in Rudeln durch das lange,

wogende, gelbliche Gras; ein unbekannter bunter Vogel, papageienartig, flog auf. Die runden, spitzen Bergkegel standen scharf in der Sonne; genau sah man an ihrem Abhang und zu ihren Füßen klippige Felsenhaufen, welche von ihren Höhen hinabgestürzt waren. Je weiter wir kamen, wurden Gras und Buschwerk ein wenig saftiger und das Bild ein wenig freundlicher. Alles, was wir sahen, das Nahe und Ferne, stand scharf in der wunderbar klaren Luft ...

Am vierten und letzten Tag der Fahrt wurde das Land noch fruchtbarer und freundlicher. In der Nähe und Ferne standen zuweilen, in hohem Gras oder Buschwerk, in Gruppen starke Bäume, die wie Eichen aussahen. Dazwischen lief ein breiter Streifen gelben Sandes, das ausgetrocknete Bett eines Flusses. Da waren im Dezember vorigen Jahres, drei Tage lang, Wellen getanzt; man sah noch im Sand ihre Sprünge; aber nun war und blieb es auf ein Jahr, vielleicht auf drei, ganz und gar trocken. So waren alle Flüsse im Lande, die wir getroffen haben: Sandstreifen waren sie, einen oder einen halben Meter niedriger als die Ebene.

Mir gefiel diese Landschaft, durch die wir an diesem vierten Tage fuhren, ziemlich gut. Eine kleine und größere Art von Antilopen, Rehen ähnlich, liefen zuweilen allein oder in Rudeln, behende über die Blößen im Busch. Fremdartige Vögel, etwas größer als Rebhühner, grau und weiß gesprenkelt, flogen über die Büsche hin und ließen sich nieder. Baumgruppen standen stattlich und schön in dem weichen Grün; von fern schauten grüne Bergabhänge nicht unfreundlich herüber. Aber meine Kameraden mochten das Land nicht leiden; ich glaube, es war ihnen nicht fremdartig, nicht wunderbar genug. Sie wollten, daß Afrika ganz, ganz anders aussähe als die Heimat.

Am Nachmittag kamen wir in der Hauptstadt an (Windhuk). Sie ist eine kleine Stadt, sehr weitläufig und ganz unregelmäßig gebaut. Hier und da zerstreut stehen ihre plattdachigen, weißen Häuser auf sandiger, grauer Erde; dazwischen stehen vereinzelt dürftige Bäume. Wir keuchten in voller Bepackung durch Sand und Sonne zu der Feste hinauf, die auf einem mäßigen Hügel lag. Im Hof der Feste, der voll von buntem Leben war, traten wir auseinander.

Gustav Frenssen.



Eine Farm in Deutsch-Südwestafrika.

Es liegt eine Farm in Deutsch-Südwestafrika. Stylplaats heißen sie die Bastards... Die richtige deutsche Benennung erinnert daran, daß es dort seit Erschaffung der Welt einmal Steine geregnet haben muß. Steine in allen Größen und Steine überall. Zwischen den Steinen ist brauner, lehmiger Sand, aus dem Sand wächst zuweilen etwas Gras und der Karroobusch. Von dem Gras und dem Karroobusch leben die Bokkies (Ziegenböcke) und Milchbokkies und die paar zähen Pferde des Besitzers der Farm. Regnet es wirklich, d. h. fließt echtes Wasser vom Himmel herunter, was auch geschieht und etwa empfunden wird wie ein Lotteriegewinn bei uns, dann deckt ein grüner, mit Blumen bemalter Teppich das ganze Land zu, und dann kommen auch die wandernden Rudel der Springbockantilopen gezogen von überall und nirgends... Das Wohnhaus von Stylplaats ist ein niedriges, mit Ried gedecktes Steingebäude, von dessen Stoep (Umgang) man die zerrissenen Oranjeberge sieht, und es hat eine Hofraite mit einer Art Festungsmauer ringsum...

Hans Grimm.

Der Kampf um die Wasserstelle.

Im südwestafrikanischen Land
Bei Kalkfontein, im Aubgebiet,
Liegt im ewig sengenden Sonnenbrand
Ein kühler Kolk zwischen Röhricht und Ried.
Es singen die Quellen, sie bieten den Gruß:
Trinkt! Trinkt! und netzt euch den staubmüden Fuß
An der klaren, frischen Wasserstelle.

Wasser! Die Witbois halten es fest;
Um den Trunk tobt seit drei Tagen der Tod.
„Wasser! Dann mag mich fressen die Pest!
Nur einen Tropfen in letzter Not!"
Es plappern die Wellchen kokett und kalt,
Sie plätschern und plauschen: kommt bald, kommt bald
An die klare, frische Wasserstelle.

Vier Tage! Wir stürmen zum fünften Mal,
Und wäre das Labsal von Teufeln umringt.
Wasser! Wann endlich endet die Qual!
Noch einmal gestürmt! Es gelingt, es gelingt!
Wie in der Heimat durch Wald und Feld
Sprudelt das Bächlein, o selige Welt,
An der klaren, frischen Wasserstelle.

Umsonst! Nun liegen wir mürb und matt,
Verdurstend, die Lippen sind rissig und wund,
Der Wahnsinn hält uns am Boden platt,
Glühheiß ist der Stein dem saugenden Mund.
Die Nixen winken: Bei uns ist es kühl,
Kommt, badet mit uns im heitern Gespül
Der klaren, frischen Wasserstelle.

Getroffen im Unterleib, ächzt der Major,
In der furchtbaren Hitze drei Tage lang.
Kein Arzt. Er rafft sich vergebens empor:
„Wasser!“ Er hört nur Höllengesang.
Und drüben das Teichlein lädt ungestüm ein:
Trinkt doch und wascht euch die Wunden rein
An der klaren, frischen Wasserstelle.

Da kriecht ein Sergeant, zerschossen wie er,
An seine Seite mühsam und lallt:
„Ein letzter Rest Rotwein, ich bring' ihn her
Unserm lieben Major; nun trinkt alsbald!“
Die Quelle ruft drüben ohne Unterlaß:
Kommt her zu mir, eilt an mein Übermaß,
An die klare, frische Wasserstelle.

Der Major, mit gierigem Blick, lehnt ab:
„Dank! Treuer! Trink du: ich bin nichts mehr nütz,
Du hast noch Kraft, du bist noch nicht schlapp,
Schlepp dich zurück an Batterie und Geschütz.“
Es murmelt das Fließ wie im Paradies,
Und klangvoll hüpft über Gries und Kies
Die klare, frische Wasserstelle.

Der Sergeant bricht zusammen, der Rotwein mischt
Sich im mehlichten Sand mit dem sickernden Blut,
Während beider Qual im Durst erlischt;
Und alles feiert und rastet und ruht.
Die Quelle nur rieselt von Bord zu Bord
Und läuft und lockt immerfort, immerfort
Auf der klaren, frischen Wasserstelle.

Vorwärts! Der letzte Sturm gelingt.
Und alles wirft sich kopfüber hinein,
Die Pferde zittern, die Nüster klingt,
Der Durst ist besiegt und aus ist die Pein.
Um die Quelle verzieht sich der Pulverqualm;
Von Leben und Lorbeer flutet ein Psalm
Ob der klaren, frischen Wasserstelle.

Detlev von Liliencron.


Asien

Auf der Anatolischen Bahn bis Eski Schehir.

Es war an einem heiteren Aprilmorgen, als mich die hübsche, kleine Dampfbarkasse der Generaldirektion der Anatolischen Bahn von der Galatabrücke aus nach der Station Haidar-Pascha bei Skutari brachte. Schon der erste Anblick des Bahnhofes zeigt, daß hier deutsche Kräfte walten. Keine schmutzstarrenden Holzschuppen, sondern massive Gebäude von freundlichem Eindruck, saubere Uniformen, ein Blumengärtchen und eine gute Restauration. Das alles ist sonst im Orient nicht häufig ... Der Zug mit seinen sauber lackierten, fast durchweg in deutschen Fabriken hergestellten Wagen ist lang. Die erste und zweite Klasse sind wenig besetzt. Dafür ist die dritte Klasse bis auf den letzten Platz gefüllt. Ein Blick in die Coupés zeigt auch hier das gleiche Völkergemisch wie in den meisten Orten der Türkei: armenische Bauern, Tscherkessen, Griechen, Juden, Albanesen, Araber, Zigeuner — zum Teil arg zerlumptes Gesindel, andere in reinlicherer Kleidung, namentlich die Türken in ihren weiten Hosen und mit dem Kaftan über der bunten Weste ...

Ein Pfiff, ein letzter Gruß, und der Zug setzt sich in Bewegung. Die Reise beginnt, der „weite Weg durch die Menschheitsgeschichte", die sich auf Anatoliens Boden abspielte. Um dieses blühende Land hat man durch Jahrhunderte gehadert ...

Wie gesegnet es ist, das zeigt die Fahrt am Meere entlang bis Ismid. Das war von jeher eine Kornkammer und ein blühender Garten. Rechts liegt die See. In weiter Ferne, von weißen Wölkchen umsäumt, leuchtet ein heller Streifen auf: das Schneehaupt des bithynischen Olymps. Unter mir Wein- und Obstplantagen bis zum Meere hinab und dazwischen Villen, Kioske und kleine Schlösser. Bis Erenköi schieben sich die Landhäuser der Reichen von Konstantinopel vor; es sind fast nur Holzbauten — der Erdbeben wegen — leicht gefügt und gezimmert, hier und da nicht ohne Anmut, im allgemeinen aber von langweiliger Gleichheit. Anders war es früher, in den Zeiten von Rom und Byzanz. Da blinkte zwischen den Zypressenhainen der Marmor der Schlösser und von luftigen Säulen schauten vergoldete Standbilder herab ... Unten am Meer, wo die Fischer ihre Netze ausspannen und von hohen

Holzgerüsten aus den Zug der Fische verfolgen, spült das Wasser um Marmorquadern, zerbrochene Mosaiken und Stücke bronzenen Getäfels.

Eine große Welt ging hier unter.

Station Gebse! Einst hieß der Ort Dakibyza und sein moderner Name ist nur eine Verstümmelung des antiken. Das Türkenstädtchen klimmt mit seinen Häusern und Häuschen den Berg hinan, während sich südlich davon, nach dem Meere zu, eine griechische Ansiedlung, Daridscha, ausbreitet ... Oben auf dem Plateau, wo das alte Libyssa lag, stehen zwei mächtige Zypressen und darunter soll der Sage nach das, was von



Hannibal sterblich war, bestattet worden sein. Der melancholische Platz ist wie geschaffen zu stiller Beschaulichkeit. Ein Haufen von Feldsteinen bezeichnet das Grab. Die Griechen ehren es als die Ruhestätte eines frommen Martyrers, die Türken sagen, hier läge ein großer Scheik begraben.

Von der Bahn aus ist die düstre Zypressengruppe weithin zu erkennen ...

Die Bahnlinie umzieht den sich tief in das Land hinein erstreckenden Golf von Ismid. Auf kühnem Viadukt überschreitet sie eine gähnende Bergschlucht und folgt dann in starken Windungen dem steil aufsteigenden Uferrand. Links in der Ferne türmen sich die Berge, von Walddickicht umgrünt, zyklopisch auf, überragt von der kahlen Felsenspitze des Kaltepe; rechts unten schäumt das Meer, in dem Delphine und Tümmler spielen

und Möven und Sturmschwalben ihre Fittiche netzen. Vom satten Blau des Wassers heben sich die weißen und gelbroten Segel der Fischerboote ab ...

Zur Mittagszeit nähern wir uns Ismid. Ein Dunstschleier spinnt sich über den Himmel; fast scheint es, als sei ein Wetter zu erwarten. Aber die Eigenart der Beleuchtung schafft neue Reize. Das Meer ist stahlgrau geworden wie die Farbe auf den Klingen von Damaskus, und nur an den Küsten umrahmt es ein schmaler goldener Rand. Wir fahren durch paradiesische Gefilde. Weinberge und Maulbeerplantagen begleiten uns; hier taucht der Blick in blumige Schluchten, dort in üppiges Wiesengrün. An den Hängen wuchert Lorbeer- und Feigengebüsch, am Mauerwerk Venushaar und gelber Ginster auf smaragdenen Matten. Zwischen Oliven- und Zypressenhainen baut Ismid sich an der Bergscheide auf: Nikomedia, die alte Metropole des bithynischen Reichs ...

Die Bahn folgt dann anfänglich dem Laufe der alten Karawanenstraße, die sich vom Meere aus nach dem Innern abzweigt. Die Berge treten näher heran und auf ihnen zeigen sich die ersten tscherkessischen Ansiedlungen, Räubernester, unter denen die Gegend noch vor zehn Jahren schwer zu leiden hatte. Die Üppigkeit des Bodens hat viele Kolonisten herbeigezogen: tatarische, grusinische, lasische, kurdische, die sich gegenseitig das Leben schwer machen. Der Zug braust durch eine Landschaft von subtropischem Charakter: eine Art Urwald mit ungeheuren Platanen und alten Oliven, Steineichen und pinienartigen Koniferen, die Stämme mit Efeu umrankt, die Wipfel von Schlinggewächsen durchzogen und kapuzengleich umsponnen, das dichte Unterholz mit Rosen und Rhododendron verquickt, die Moossandale mit hundert farbigen Blüten gefleckt. Und plötzlich ein weiter, glänzender Spiegel — der lange Süßwassersee von Sabandja, dessen Fischreichtum schon das Altertum schätzte. Ein leichtes Gewitter entlud sich über dem See, während wir vorüberfuhren: Blitz, Donner und Hagelschlag; ein jähes Aufrühren der Wasser, die grauen Gischt an das Ufer schleuderten, tiefschleppende Wolken, dann wieder blauer Himmel und Sonnenschein — das Ganze wie ein rascher szenischer Wechsel auf einer Ausstattungsbühne.

Wir nähern uns dem Flußlauf des Sakaria, der längst sein ehemaliges Bette verlassen hat; über dem trockenen Bette aber wölbt sich noch immer die gewaltige Steinbrücke, die einst Kaiser Justinian erbauen ließ und die mit ihren riesigen Mauern mehr denn anderthalbtausend Jahren getrotzt hat ...

Die Bahn wendet sich nach Süden und bleibt, allgemach ansteigend, dem Felsbett des Sakaria zur Seite, der tief unten zwischen schmalen Hängen brodelt und kocht. Korkeichen, Buchen, Eschen und Sykomoren krönen die Talwände. An gelichteten Stellen hie und da eine grüne Trift, weidende Herden, ein Lasendorf. Die Felsen verengen sich und wachsen empor zu einem Engpaß von grandioser Schönheit ...

Das Tal erweitert sich (nach der Station Geve) zu einer fruchtbaren Ebene, in der Weizen und Gerste reifen und die roten Teppiche blühender Mohnfelder leuchten. In Ak Hissar beginnt die Baumwollkultur und ein paar Meilen östlich von der kleinen Station Mekedje liegt Isnik, das antike Nicäa.

Bei Mekedje verengt sich das Tal von neuem, um erst bei Lefke, wo die Bahn abermals den Fluß überschreitet, wieder breiter zu werden. Hier spinnt der Seidenwurm seine Fäden und zwischen freundlichem Grün schauen die lustigen Häuser der Webereien hervor. Etwa eine Meile hinter Lefke ergießt sich der Karasu in den Sakaria, ein wilder Bursche, der zwischen seinen Felswänden tobt, schäumt und gurgelt. Dem Laufe des Karasu folgt auch die Bahn, die von nun ab mit gewaltigen Schwierigkeiten zu kämpfen hat.

Von der Veranda meines Waggons aus, des letzten im Zuge, ward mir ein unbeschreiblich schöner Anblick. Die wirbelnden Wasser des Karasu haben ein tief eingerissenes, schmales Bett in die Felsen gegraben, die himmelhoch aufragen, so daß nur ein winziger Streifen des blauen Firmaments sichtbar wird. Beständig wechselt die Landschaft. Ein klaffender Durchbruch im Gestein zeigt ein Bild von märchenhaftem Zauber: blühende Gefilde, einen Rosenhag, Mohnpflanzungen und duftumschwommene Bergketten. Dann wieder eine Schlucht von schauerlicher Großartigkeit: zackige Wände mit roter und grünlicher Äderung, mit zerrissener Krönung, kahl und öde; und wieder eine Klamm, deren feuchte, schillernde Hänge mit grünem Gespinst bekleidet sind, und hie und da Nußbaumgruppen, deren kolossale Wipfel sich zu einem Ganzen zu vereinigen scheinen — malerisch übereinandergetürmte Steinungeheuer und Geröll, über das perlendes Naß sickert. Und endlich im sich ausbreitenden Tale, am Fuß der Berge, das freundliche Türkenstädtchen Biledjik. Im Gegensatz zu den meisten orientalischen Landschaften ist Biledjik von merkwürdiger Sauberkeit. Seine Häuser mit den braunen und ziegelroten Dächern ziehen sich wie eine Reihe Schwalbennester an der blaugrauen Felswand empor.

Hinter Biledjik steigt die Bahn gewaltig an, um das Hochplateau von Eski Schehir zu erreichen...

Es begann allmählich zu dunkeln. Über den Himmel spannten sich Schatten aus und in den Bergklüften lag bereits die Schwärze der Nacht. Da und dort blitzte hoch oben, zwischen Zypressen und Sykomoren noch ein verlorenes Licht aus irgendeinem Dörfchen. Dann umfängt uns Tunnel auf Tunnel; tief in die Berge hinein gräbt sich die Bahnlinie. Noch einmal über einen Viadukt, der den Jailadere überbrückt, und dann weiter bergauf, in langsamer Fahrt, bis die Talränder sich rechts und links abflachen und die Ebene beginnt...

Das Gelände wird öde. Die Nacht hängt ihre Schleier über weite, trostlose Felder, aus denen nur da und dort seltsam gebildete Felsmassen emporragen, mit tiefen Höhlen, erloschenen Augen gleichend, die einst und teilweise noch bis in die jüngste Zeit den Bergbewohnern als Aufenthalt dienten. Auch kühl ist es geworden. Hier oben hat der Wind sich aufgemacht und bläst scharf über die Ebene; es ist gut, daß wir unserm Nachtquartier nahe sind. Ein langer Pfiff: Eski Schehir ist erreicht.

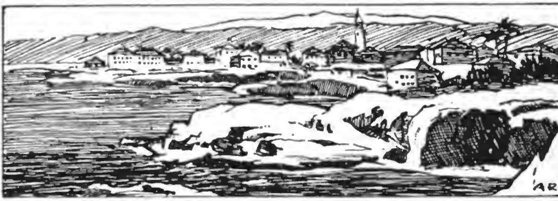
Fedor v. Zobeltitz.

Der Ararat.

Um Hocharmeniens alte Königsstadt
Im ersten Frühlingsblühn prangt die Natur;
Still ist's umher, Zikaden schwirren nur
Durchs junge Grün, am Baum regt sich kein Blatt.
Hier sieht das Aug' an Schönheit sich nicht satt.
Fernher blitzt des Araxes Silberspur,
Zum blauen Himmel ragt aus blum'ger Flur
Die Majestät des hohen Ararat.
Zu seinen Füßen dehnen sich vier Länder,
Buntsamtne Au'n umschlingen als Gewänder
Die Knie — demanten schimmert seine Krone
Und heil'ge Stille herrschet in der Runde.
Nur von der Stadt aus des Muezzins Munde
Erschallts vom Minarete: „Gott ist groß".

Zum ersten Male von der Hochburg Zinnen
Sah ich den Gipfel, der die Arche trug,
Da noch die Sintflut ihre Wogen schlug,
Daraus der Herr nur Noah ließ entrinnen.
Und wie ich stand in weihevollem Sinnen,
Schwang sich zum Licht ein Aar in stolzem Flug.
Und vor mir zog ein Karawanenzug,
Wo klar der Ganga heil'ge Fluten rinnen.
Da plötzlich hielten Pferd und Dromedare,
Die Reiter in blauschimmerndem Talare
Hinsanken, betend, auf der Erde Schoß.
Der ew'ge Schnee umgürtet seine Hüfte,
Kaum wagen sich die Könige der Lüfte,
Die Adler, bis zu seinem Wolkenthrone.

Friedrich Bodenstedt.



Syrische Küste.

Wir dampften (von Alexandrien) nach Beirut, immer der Küste nahe. Sie ist öde und baumlos. Selbst die Häuser der Menschen sehen wie große Steine aus. Das Hohe in der Ferne ist der Libanon. Es liegt Schnee auf seinen Höhen. In der Nähe der Ortschaften wird die Erde bunter: rötlich und milchkaffeefarben. Wohl Felder. Gebäude mit leuchtenden Ziegeldächern wurden uns als Hospize bezeichnet. Das Meer ist klar und spiegelglatt. Der Abend kommt, und die Farben werden tiefer. Flammrot geht die Sonne unter. Die meist hellblau bemalten, niederen Häuser von Beirut, das nun, sehr malerisch zusammengewürfelt, erscheint, leuchten scharf in das Feuerwerk hinein. Fast alle zeichnen sich durch sehr große Fenster aus; sie müssen also verhältnismäßig hohe Räume haben. Eines von ihnen stand auf dicken Pfählen, gleichsam im Meere selbst.

O. J. Bierbaum.

Von Beirut nach Damaskus.

Wir bestiegen einen Extrazug und fuhren ab. Erst ging's die Küste entlang, dann wandte sich die Fahrt ins Land. Viel Blumen rechts und links: dunkelrote Anemonen und Kornblumen. Dann schöne Orangengärten, Olivenkulturen, riesige Feigenbäume — alles von äußerster Üppigkeit. Zumal die Orangen waren enorm groß. Als aber das Gebirge begann und mit ihm eine Zahnradbahn, hörte wie mit einem Schlage die Üppigkeit auf, und es wurde öde. Nur die Rebe kroch mit uns. Im eigentlichsten Sinne. Die sich in Italien hoch in die Ulmen schlingt, liegt hier am Boden. Zum Teil war sie gegen die Kälte gedeckt. Station auf Station bis zur Höhe des Libanon. Es wurde frisch, kühl. Dann auf dem Plateau zwischen Libanon und Antilibanon weite, grandiose Blicke. Hier war ehedem eine der großen Kornkammern der alten Kultur. Auch heute noch weite Äcker. Aber kaum ein Baum. Zuweilen kamen wild aussehende Leute an den Zug und Kinder mit Blumensträußen. Alle etwas scheu.

O. J. Bierbaum.

An der Klagemauer in Jerusalem.

Die klagenden Juden (Männer, Frauen und Kinder) lehnten ihre Stirnen an das schmierige Mauerwerk, unempfindlich auch gegen die Wolken von Fliegen, die um jeden Kopf herumbrummten, und stöhnten ihre alte schöne Klage, die auf deutsch so lautet:

Wegen des Tempels, der wüste liegt,
Sitzen wir einsam hier und weinen:
Wegen der Mauern, die zerrissen sind,
Sitzen wir einsam hier und weinen:
Wegen unsrer Majestät, die dahin ist,
Sitzen wir einsam hier und weinen:
Wegen unsrer großen Männer, die darnieder liegen,
Sitzen wir einsam hier und weinen:
Wegen der prächtigen Steine, die verbrannt sind,
Sitzen wir einsam hier und weinen:
Wegen der Priester, die gestrauchelt haben,
Sitzen wir einsam hier und weinen:
Wegen unsrer Könige, die IHN verachtet haben,
Sitzen wir einsam hier und weinen.

Es gab alte Frauen, die steif und starr dastanden, und die Worte wie kindisch geworden herplapperten — aber es rannen ihnen die Tränen die knochigen Wangen hinab; andere flüsterten bloß und hielten die Augen geschlossen; ein alter Mann näselte mehr zornig als klagend vor sich hin und starrte wild auf hebräische Schriftzeichen, die über ihm der Mauer aufgemalt waren; ein junger, rotblonder sang den Text in einem lächerlichen und dennoch ergreifenden Diskant; aber erschütternd war ein junges Mädchen, das sich in einen Winkel gedrückt hatte und nur schluchzte: Schultern und Rücken bebten ruckweise wie in einem Krampfe.

O. J. Bierbaum.

Ankunft in Ceylon.

Hohe Palmen am Strand,
Leuchtende See und nackte Rudrer im Boot,
Uralt heiliges Land,
Ewig vom Feuer junger Sonne umloht!
Blaues Gebirg' verliert sich in Dunst und Traum,
Gipfel blenden, man sieht sie vor Sonne kaum.

Grell empfängt mich der Strand:
Seltsame Bäume starren streng in die Luft,
Häuser taumeln farbig im Sonnenbrand,
Menschengetöse aus schillernden Gassen ruft.

Dankbar flüchtet mein Blick ins Gedräng' —
Nach unendlicher Seefahrt welch süßer Tausch!
Und mein Herz wird vor Freude eng,
Schlägt wie vor Liebe im seligen Reiserausch.

Hermann Hesse.

Im Hafen von Colombo.

Weit draußen im Hafenwasser steht ein großer Dampfer mit hohen weiß getünchten Wänden. Er wirft seit Stunden gelben Qualm aus vier Schornsteinen und ist zur Abfahrt bereit. Breite schaukelnde Jollen und ein kleines, spitziges Motorboot bringen Kofferladungen und Ladungen voll weißgekleideter Tropenreisender an die Schiffswand. Jetzt wird die weiße Landungsstiege an der Schiffswand hochgezogen und Ankerketten kreischen markerschütternde Schreie. Der Dampfer liegt noch immer still, umgeben von dem kurzen und ruckweisen Gehüpf der Morgenwellen. Viele Köpfe von Reisenden biegen sich über die weißgestrichenen Eisengeländer der Schiffsstockwerke. Drunten reiten nackte, arme, braune Singhalesen auf langen, gelben Holzbalken in der Flut um das Schiff. Statt eines Ruders hat jeder Wasserreiter einen Kistendeckel oder ein Brett in der Hand. Manchmal wirft ein Passagier eine kleine Silbermünze über Bord. Dann schlüpfen alle die nackten, jungen Kerle wie glatte Seehunde von ihren schwimmenden Balken und fahren in das durchsichtige gläserne Meer hinunter, wie auf einer grün angestrichenen Rutschbahn in die Tiefe. Drunten werden ihre Gliedmaßen gespenstig wie Froschglieder, scheinen sich aufzulösen und verschwinden. Nach einer Weile erscheinen sie im Flaschengrün der Tiefe wieder, zappelnd und wie braunrote Schatten. Schwarzglänzende, triefende Köpfe tauchen aus dem Wasser und einer zeigt das silberne Geldstück lachend zwischen seinen Zähnen. Dann schwingt sich jeder auf seinen Baumstamm und alle reiten wieder um die Schiffswandung. Mit viel Geschrei winken sie hinauf und ermuntern die Passagiere des abfahrenden Orientdampfers; und sobald ein Geldstück aufs Wasser klatscht, verschwinden wieder alle Balkenreiter lautlos im Meer. Bis zur Abfahrt des Dampfers vertreiben sich so die Reisenden die Zeit mit Geldwerfen. Maximilian Dauthendey.

Aus Bombay.

I.

Walai war Straßenzauberer in Bombay. Er saß nachmittags vor dem Taj-Mahalhotel auf dem Pflaster des Kais, mit seinen Körben, seinem neunjährigen Knaben, einem roten Tuch, einem Stockdegen und einer Handtrommel. Hinter seinem Rücken lag der Indische Ozean, die heiße, unendliche Wasserwüste. Über Walais gelbem Turban stand die indische Sonne wie die offene Feuerluke eines Hochglutofens. Vor ihm das Hotel aus weißem Granit, acht Stock hoch, mit offenen Granitloggien, darin Hunderte von englischen Reisenden aus Europa und aus dem Indischen Reich, die Hallen und Galerien füllten.

Walai ließ die Trommel bullern. Sein Knabe mußte sich dann in einen Korb legen. Über ihn schlug Walai das rote Tuch, schloß den Korbdeckel und zählte laut auf englisch: one — two — three. Dann stieß der Zauberer den Stockdegen bis ans Heft in den Korb, lachte grinsend und sah mit seinen horngelben Augäpfeln und seinem kaffeebraunen Gesicht über die acht Stockwerke des Hotels hinauf und hinunter. Er blähte die Nasenlöcher, rief: Hee!, hob den Korbdeckel, lüftete das rote Tuch und zeigte dem ganzen Hotel, daß der Korb leer war. Um ein übriges zu tun, sprang er selbst mit beiden nackten Füßen in den Korb hinein und stampfte darinnen herum und rief: Hee, hee! und schwenkte in der einen Hand den Stockdegen, in der andern das rote Tuch in der Luft. Das rote Tuch hatte die Farbe von blutigem Fleisch und flatterte wie bluttriefend vor dem überhitzten, silbergrauen Tropenhimmel.

Die weißgekleideten Ladies und die weißgekleideten Gentlemen, die nach dem Lunch in den Schaukelstühlen auf den prächtigen Steinaltanen lagen und ihren Kaffee und Whiskysoda dort tranken, bogen sich aus dem Schatten der Steingewölbe über die hellen Geländer und zeigten Walai ihre blassen müden Tropengesichter, die schlaff waren wie ausgepreßte Zitronen. Tausende von Malen im Jahr zeigte der Zauberer Walai dasselbe Kunststück, ein dutzendmal am Nachmittag ließ er unter umständlichem Trommelbullern seinen Knaben verschwinden und erscheinen; auf das weiße Pflaster am Meerkai klingelten dann die großen Kupferstücke und die kleinen Silbermünzen, die der nackte Knabe auflesen durfte.

Walai selbst bückte sich nicht. Niemand sah, daß er unter der Bräune seines Gesichtes immer wieder fahl wurde, wenn er den Stockdegen auch schon zum hunderttausendsten Male in den Korb stieß. Bei jedem neuen Degenstoß erschien auf seinen spitzen Backenknochen eine leichte Blässe; er liebte seinen Knaben sehr und fürchtete, ihn einmal zu verletzen. Denn der schmale, knochenlose Knabenkörper war natürlich nicht aus dem Korbe verschwunden, sondern lag darinnen, schlank wie ein

Palmenblatt an die gebauchten Korbwände gepreßt, und wußte der Degenschneide geschickt auszuweichen, indem er blitzschnell seine Lage veränderte. Oft fuhr dem Knaben der Degen wie ein Pfeil zwischen zwei Finger und durch die gespreizten Zehen oder durch das gekrauste Haar. Er wich der Degenspitze aus wie einer Schlange, die gestreckt auf ihn losstürzte. Er sah durch die Wände des lose geflochtenen Korbes das helle Straßenpflaster, das große Hotel und die tanzende Schattengestalt seines Vaters. Und wenn das Geld draußen klingelte, sprang er vergnügt und unverletzt aus dem Korb. Maximilian Dauthendey.

II.

Auf dem Abendkorso von Bombay kreisten die hohen Räder der Staatskarossen. Die Kutscher klingelten mit silbernen Glocken. Schmal wie Gazellen saßen oft sechs bis acht Indierinnen in den Wagen auf den Polstern und streckten die schlanken, braunen Hälse. Vorortzüge rasselten neben dem Korso am Meere entlang, Automobile und englische Cabs. Die Parsen hatten die reichsten Equipagen, denn sie stellen in Bombay die Finanzwelt dar...

Wie blaugraue Kreisel tanzten die langgezogenen Schatten des Korsos über die abendlichen kupferroten Rasenplätze der englischen Klubhäuser. Weißgekleidete Tennisspieler standen wie helle Gipsfiguren unter den papageienfarbigen Palmen. Das Meer lag neben der Wagenkette wie ein riesiger Silbertisch... Hunderte von Indiern wanderten am Strand. Indische Frauen, sieben und zehn, hielten sich an den Händen und gingen über die gebleichten, kalkigen Muschelwiesen am flachen Meeresrand entlang.... Die Frauenscharen in ihren glitzernden Schleiern stehen wie aus blauem, rotem und grünem Glas gegossen am Meer. Junge Männer mit riesigen weißen und gelben Turbanpaketen auf dem Kopf wandeln, gleichfalls Hand in Hand, die Wasserlinie entlang... Große Schreie verbreiten sich in der Luft und mächtige schwarze Aasgeier fegen über die Köpfe des Korsos. Niemand achtet auf sie. Die unheimlichen, fürchterlichen Vögel jagen wie schwarze Tücher durch die Luft, die Erde und das Meer anschreiend. Die finsteren Vögel stürzen fort, ihr Flug ist wie ein Umsichhauen großer schwarzer Sensen.

Die Aasgeier kommen und gehen und pflügen die Luft mit ihrer Unruhe über den Palmenspitzen der Prachtgärten des Malabarhügels. Die Rücken dieses Hügels ziehen sich draußen vor Bombay an der Strandbucht ins Meer. Dort oben sind, versteckt im Blaugrün hinter den Villen und den Gärten, die Totentürme der Parsen. Dort werden die Gestorbenen auf die platten Dächer der weißen runden Türme den Aasgeiern hingelegt; ein Leichnam wird in einer Stunde von den wilden Vögeln gefressen. Der Parsentote darf weder Luft, Wasser, Feuer noch

Erde verunreinigen und bekommt darum kein anderes Begräbnis als das im Magen eines Geiers...

Achtzig weiße Stufen führen im Garten der Totentürme den Hügel hinauf. Oben auf den Terrassen empfangen die weißgekleideten Parsenpriester den Leichenzug und tragen die Toten über den Purpursand der Gartenwege. Blaue, goldgelbe und scharlachblühende Blumentische stehen an den Rändern der Wege. Graue Kakteen und Palmenbestände verdecken halb die kesselartigen, weißen Steintüren. Wie zusammengekauerte Männer in schwarzen Röcken hocken die Aasgeier, Schulter an Schulter, mit kahlen Hälsen und kahlen Schädeln um den Turmrand. Sie stoßen sich mit den eckigen Schulterblättern und rücken mit den hackigen Schnäbeln und schleudern sich, aufkreischend, durch die Luft und sehen im Flug aus, als ob von Totenbahren große, schwarze Tücher davonfliegen...

Dort oben in den Prunkgärten um die Totentürme stehen jetzt im Abendlicht die Palmenschäfte wie rote, verrostete Eisenschrauben in der Luft und die Schreie der Geier fahren hervor gleich wild ausgestoßenen Flüchen, wie die Sprache des ewig zankenden Hungers. Die feiernden Menschen am Abendmeer sind mit den häßlichen Geierlauten vertraut wie mit ihren eigenen Sorgen. Männer und Frauen schauen friedlich ungestört in den Sonnenuntergang, zu dem jeden Abend die schwarzen Aasvögel gehören, wie die vielen Schatten der Menschen, der Pferde und Equipagen zum Korsoweg... Maximilian Dauthendey.

Im Dschungel an der Malabarküste.

Unendliche Mattigkeit lagerte in der Luft. Wir waren nun den zweiten Morgen unterwegs, um Mangalore zu erreichen, und die Ausläufer der Dschungelwaldungen deckten uns zu, zwischen ungeheuren Felsschluchten.

Der Abstieg von den Bergen zur Küste ging langsam vonstatten, da wir unmöglich länger als die Stunde vor Sonnenaufgang und zwei oder drei nachher marschieren konnten. Bisweilen unternahmen wir noch kleine Strecken am Abend, aber es wurde wenig vom Wege zurückgelegt, da die anstrengenden und umständlichen Vorbereitungen für unser Nachtlager die kühlere Stunde vor Aufgang der Nacht beanspruchten.

Eine schmerzende Rastlosigkeit und ein dumpfer Druck in meiner Brust machten mir die Weiterreise fast unmöglich. Ich glaubte nicht atmen zu können und mir war, als zersprengte mein Blut seine Gefäße wie gärender Wein. Mich befiel ein Taumel, dem kein Rausch zu ver-

gleichen ist, und ich begriff nicht, daß ich monatelang in diesem kochenden Dunst hatte leben können, wobei ich allerdings nicht bedachte, daß das Jahr vorgeschritten war und die heiße Zeit ihren Höhepunkt erreicht hatte... Ich verlor den Sinn für die Pracht der Gegenden, durch die wir kamen; die einzige Hoffnung, die mich aufrechterhielt, war der Gedanke an das Meer, und oft flehte ich, der tödlichen Gefahr zum Trotz, in heimlicher Gemeinschaft mit den schmachtenden Geschöpfen der Natur, den Himmel um Regen an...

Aus der Reihe der Entbehrungen und Leiden dieser Tage ist mir ein Eindruck geblieben, der sich tief in meine Seele gegraben hat und dem ich den letzten Aufschwung meiner Kraft verdankte. Wir kamen an einem Frühmorgen, bevor die Sonne aufgegangen war, in die schmale Felseinmündung zu einer Schlucht, die sich bald groß und weit vor unsern Augen öffnete. Es herrschte noch jenes seltsame und ergreifende Zwielicht von Mondschein und hereinbrechendem Morgenlicht, das ich nur in den Tropen in diesem magischen Glanz eines Kampfes um die Herrschaft angetroffen habe. In den Ländern des Abendlandes scheint die Nacht dem Tage auszuweichen, ihre Gestirne verblassen gelinde, lange bevor die Sonne am Horizont sichtbar wird, und der schüchterne Morgenmond, der noch bisweilen zu sehen ist, wirkt wie eine verlöschende Erinnerung der Nacht. Aber in Indien sind die Lichter der Nacht mit dem Glanz des hereinbrechenden Tages in einen leidenschaftlichen Kampf verstrickt, der seine Zwiespälte der Seele um so eindringlicher mitteilt, je mehr die Stille der Lichtwelten ihre Gewalt und Beharrlichkeit behauptet.

Die ersten Tierstimmen erwachten um uns her, aber nichts regte sich. Wir waren tief im Grünen und krochen und sprangen abwärts in weiten Abständen voneinander, von Fels zu Fels, über gestürzte Baumstämme und sumpfige Löcher, in denen die Überreste eines Gebirgsbaches faulten. Nach einer Weile öffneten sich Bambuswände und ich gewann für kurze Zeit einen freien Blick über die ungeheure Schlucht. Zur Rechten und zur Linken erhoben sich gelbliche Felswände, beinahe senkrecht abfallend und fast ohne Vegetation. Sie liefen in der Ferne auseinander und ließen einen Blick in die dampfende, grauschimmernde Weite zu. Der Dschungel erschien wie eine dicke, grüne Decke im Winkel eines riesenhaften Gemachs mit braunen Wänden und der Morgenhimmel darüber war von gläserner Klarheit.

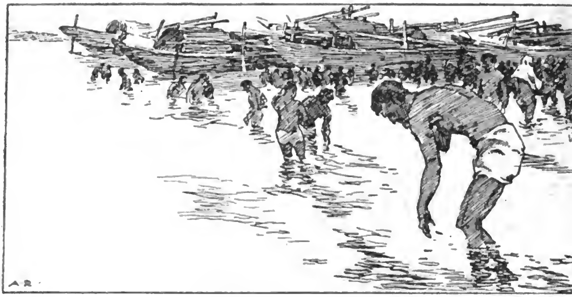
Die westliche der beiden steilen Felswände war bis zur Hälfte wie mit dunkelroter Farbe bemalt, gegenüber flimmerte das Mondlicht im Grünen. Ich stand, von diesem Bild gebannt, in Betrachtung versunken da. Zugleich mit der Hoffnung, daß nun der schwierigste Teil unserer Reise überwunden sein möchte, glaubte ich die Wohltat eines leisen kühlen Windes zu verspüren, und meine Augen glitten entzückt über die goldene Glutbahn des Morgenlichts an der Felswand hin.

Auf halber Höhe dieser Wand, etwa dort, wo sie der Sonnenschein teilte, lief eine ausgehöhlte Bahn wagrecht durch das Gestein ... Sie wirkte wie ein überdachter Weg und mag auch zum großen Teil gangbar gewesen sein, führte an halbkugelartigen Höhlen vorüber und gewährte vereinzelten Zwergpalmen und Aloestauden Halt. Vor der größten dieser Höhlen war ein kleines Felsplateau, nicht größer als etwa der Raum, den ein alter Lindenbaum in der Mittagssonne zu beschatten vermag, und am Rande dieser Felsplatte in der Sonne lag etwas. Ich erinnere mich deutlich, daß, noch bevor der Eindruck, der meine Augen fesselte, mir irgend zum Bewußtsein gedrungen war, noch ehe ich darüber sann, was dies gelbliche ruhige Etwas sein möchte, ein Unterbewußtsein wie eine ahnungsvolle Ehrfurcht mich bannte. Aber dann wußte ich jählings, wie durch einen lauten Zuruf aufgeklärt, und auch ohne daß ich noch Figur und Zeichnung recht unterschied: der Tiger.

Es ist das einzige Mal gewesen, daß ich in Indien einen Tiger in der Freiheit erblickt habe. Ich lehnte mich an den Stamm eines Baumes, schloß die Augen und öffnete sie wieder und sah hinauf wie einer, der sich von seinen Blicken betrogen glaubt. Niemals werde ich die hellbraunen Felswände vergessen, das Morgenlicht in der Steinkuppel und vor ihr, wie auf einem Marmorsockel als Thron, im Schutze des steinernen Baldachins, die ruhende Sphinxfigur des Tigers. Die Entfernung und die Höhe der Felswände ließen ihn mir klein erscheinen, aber ich unterschied die Zeichnung des Fells deutlich und sah die Pranken nebeneinander ruhen unter dem schrecklichen Haupt, das unbeweglich, wie gemeißelt, die geschmeidige Linie des Rückens und des breiten Nackens vollendete und dessen Augen in die Weite gerichtet schienen. Eine Majestät ohnegleichen ging von diesem glühenden Monument der Natur aus ...

Der Anblick dieser großen, ruhenden Katze in der Sonne, hoch in der Felsenfreiheit, über dem unruhig gärenden Bett der vielerlei kleinen Geschöpfe und Pflanzen des Dschungels trug meinen Geist über die Geschicke der Zeiten ... Es erschien mir das herrliche Tier in seiner Vereinsamung wie ein später Nachkomme einer versunkenen Zeit, schon im schwermütigen Schatten des Abschieds seines starken Geschlechts von der Erde der Menschen, denen es mit vielen, längst vergessenen Wesen hat weichen müssen.

Aber hier war noch das Reich seiner Herrschaft. In der Morgensonne funkelte sein steinerner Thron, und den erwachenden Urwald, tief unter dieser königlichen Ruhe, schreckten die Schauer vor solcher Majestät. Arm, müde und machtlos schlichen ein paar Menschlein unten durch das schützende Grün und unter ihnen ich, geduldet und eingeschüchtert durch die Herrschaft des Tiers. Waldemar Bonsels.



Benares.

Benares! Jeder Fußbreit Landes atmet die glühende Heiligkeit, jede Welle des Flusses läßt das Herz des Pilgers höher schlagen. Millionen von Hindus ziehen Jahr um Jahr an diese Stelle; ganze Familien, ja halbe Dörfer treten gemeinschaftlich die Wanderung an. Jeder Hindu muß wenigstens einmal im Leben diese Pilgerfahrt gemacht haben; glücklich der, dem es vergönnt ist, an den Ufern des Ganges zu sterben. Man muß mit eigenen Augen gesehen haben, mit welcher Inbrunst sie das ekelhafte Wasser des schmutzigen Flusses schlürfen, während gleich nebenan Lepröse, Lupuskranke, Krebskranke den jammervoll entstellten Leib im Flusse baden, um den fanatischen Glaubenseifer des Inders begreifen zu können. Man muß seine grenzenlose Wut gesehen haben, wenn die Regierung, weil Pest und Cholera ausgebrochen ist, die heiligen Stätten eine Zeitlang sperrt. Was schiert es ihn, ob Vater und Mutter, Brüder und Schwestern, Weib und Kind hier sterben, wenn nur er die Glieder tauchen durfte in das heilige Wasser und seine Stirne damit befeuchten. Und dann — — kann man besser sterben? Er beweint die Toten nicht: er beneidet sie...

In der engsten Stadt, wo sich Tempel an Tempel schiebt, einer immer seltsamer, merkwürdiger als der andere, drängt sich das fromme Volk so, daß man kaum einen Fuß vor den andern zu setzen wagt...

Grandiose Festzüge ziehen durch die engen Gassen, täglich, stündlich fast. Reich aufgezäumte Pferde, Elefanten, Kamele, Priester, Yogin (Fakire) und Musikanten. Flöten und Hörner, viele Trommeln, Triangeln und Schellen — je wilder, je wahnsinniger, um so besser. Irgendein reicher Pilger bezahlt sie, heute der, morgen jener — es ist ein frommes Werk.

Da kommt eine weiße, alte, ungeheuer dicke Zebukuh. Sie schiebt sich langsam über den Markt, hält endlich vor dem Tische einer armen Gemüsefrau. Und das alte Weib, das nichts sein eigen nennt als die grüne Ware, ist selig vor Glück, daß das heilige Tier geruht, von ihrem Stand zu fressen, schiebt ihm die besten Wurzeln und die saftigsten Blätter hin. Hat sie nicht noch ein paar Blüten? Sie reißt sie schnell aus dem grauen Haare —.

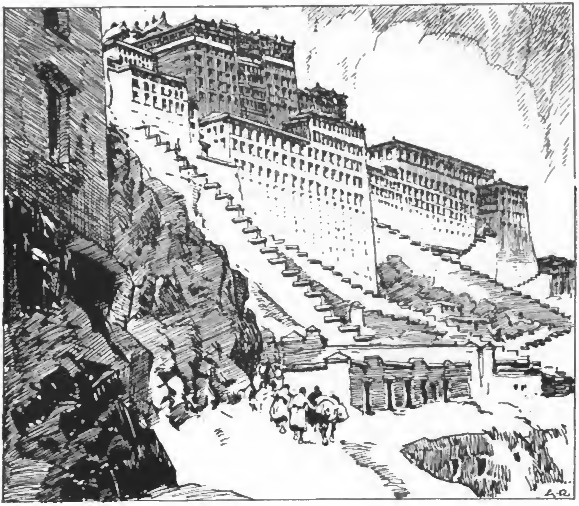
Benares! Nirgends in der Welt gibt es fettere Kühe und dickere Affen — und nirgends gibt es magerere und elendere Menschen. Hier hat das Leben einen andern Inhalt als irgendwo sonst in der Welt. Vernunft und Logik, das sind Dinge, die es nicht gibt in der heiligen Stadt. Benares, die Stadt des Herzens, die Stadt des Gefühls, die Stadt der wilden Mystik, die Stadt, die die Gottheit in sich selbst erlebt. Denn die brahmanische Religion verachtet tief das Hirn und den Kopf: sie wendet sich nur an das Blut und an das Herz. Und der nährende Muskel, der dem gewaltigen Körper dieses Kultus Blut gibt, der alte, ewig junge Herzmuskel des Hindutums, das ist die Ganga und die heilige Stadt an ihren Ufern: Waranasi, die Stadt, die das beste Wasser hat.

Hanns Heinz Ewers.

Die Asketen in Benares.

In blassem Staunen kam ich zu den Gangesgassen.
Ich hielt den Atem an vor diesem Murmeln und dem Raunen.
Und um mich her, da waren Menschenmassen, es klang bald wie ein Meer und wie ein Wald.
Schwer sah ich nur den einzelnen in dem Gewirr. In Eisenkäfigen und in umgitterten Gelassen
Saßen Asketen, nackt und irr, in allen Gangesstraßen. Die Stirn bemalt mit Aschenzeichen,
So streichen andere an dir vorbei, furchtbar wie Masken und Grimassen.
In weißen Aschennestern an dem Boden, mit Steinen auf den toten Schultern, Martyrer wie verkohlte Bäume saßen.
Wahnwitzig war ihr Schrei'n, und aufgeschleudert holten ihre Blicke, wie wilde Vögel an dem Morgenhimmel, die Wolken ein.
Die einen siech auf Stachelbetten, die andern aufgestellt, starr, unbeweglich, die Arme schwer beladen mit Gewichten.
Ihr Haar in langen, dichtgeflochtnen Stricken verstaubt aufs Pflaster fällt.
Sie stehen wie die Bäume, die der Frost entlaubt, seit Jahren tot hier in der Welt,
Und nur beim Wachsen ihrer langen Haare das Volk herum noch an ihr Leben glaubt.
Ich ging hier tief entsetzt vorbei am Irrsinn, der den Leib zu Tode hetzt,
Das Fleisch mit Geißeln und mit Stacheln wild zerfetzt.
Als hielt das Leiden einen Markttag hier, lag der Asketen Schar stier vor den beiden Häuserreihn im freien Morgen,
Das Leben hassend gleichwie die Schau von allen Erdensorgen ...

Maximilian Dauthendey.



Om mani padme hum.

Sitzen will ich in ewigem Dunkel,
Damit ich das Strahlende in mir schau',
Zu vergehen in ihm, wie im Morgengefunkel
In die Flut verrinnt der Lotostau.
Wie der Kelch seine flüssigen Perlenjuwele
Mischt mit den Wassern um und um,
Will ich versenken meine Seele
Ins Ew'ge — Om mani padme hum . . .
Geschrieben stehn die heiligen Worte
In manchem überhangenden Granit;
Sie strahlen von jeder Tempelpforte —
Ich trage sie auf dem Herzen mit.

Om mani padme hum: Tibetanisch-buddhistische Gebetsformel; bedeutet: „O, Kleinod in der Lotosblume. Amen".

In Elfenbein hab' ich sie eingeschnitten,
Das Täflein ist mein Talisman,
Und wenn ich an Welt und Weh gelitten,
Dann hol' ich's hervor und schau' mir's an ...

Ihr Mönche von Linga, eure roten
Kutten umgürtet mit hanfnem Strick!
Ich hab' es selber mir hart geboten:
Nun meid' ich Sonnenlicht und -blick!
Führt mich hinaus ins alte Gemäuer,
Es liegt nicht weit von Sadme-puk;
In eures Herdes flackernd Feuer
Werf' ich hier meinen Fürstenschmuck!
Wie der Lotoskelch seine Taujuwele
Mischt mit den Wassern um und um
Will ich versenken meine Seele
Ins Ew'ge — Om mani padme hum ...
Ich bin bereit. Folgt mir mit Schweigen!
Es soll sich mir in der Kerkernacht
Durch tiefste Selbstversenkung zeigen
Das Urgeheimnis der Lebensmacht!"

Er schritt voran. Sie nach mit Beten —
Om mani — mani padme hum.
Und als er durch das Tor getreten:
Noch einmal wendet er sich um.
Noch einmal schaut er ins Licht und lächelt,
Dann schließt er seine Augen zu.
Noch einmal die junge Stirn umfächelt
Der kühle Wind vom Tal des My-tschu ...
Dann winkt er .. und die Mönche vermauern
Bis oben hinauf das schmale Tor ...
Fernab verklingt gleich Nachtwindschauern
»Om mani padme hum« — ihr Chor.

Er lehnt sich an die Wand, die kahle
Und grübelt über Sein und Tod.
Nur manchmal reicht ein Mönch in der Schale
Durch kleinen Spalt ihm Wasser und Brot ...

Er weiß nicht Nächte mehr und Tage,
Die Welt da draußen ward ihm stumm.
Des Frühlings Locken, des Herbstes Klage,
Er hört's nicht — Om mani padme hum.

Als sechzig Jahre so vergingen,
Steht unberührt einst Schale und Brot.
Die Mönche kamen mit Beten und Singen —:
„Reißt ein die Mauer, denn er ist tot!"
Einflutet das Licht. In einer Ecke,
Da liegt er: o jammernswerte Schau:
Verhüllt in halbvermoderter Decke,
Sein Haar wie Kreide, sein Antlitz grau.
Es kennt ihn keiner von ihnen allen! —
Die einst mit Gebet ihn führten hieher,
Verweht ist ihr Staub: in den Klosterhallen
Zu Linga lebt kein einziger mehr.
Er aber hält noch in den Händen
Die Elfenbeintafel. Ein Wort geht um —
Geschrieben steht es im Land allerenden:
Om mani — mani padme hum... Karl Engelhard.



Fluß im Urwald.

(Sumatra.)

Seit tausend Jahren fließt er durch den Wald
Und sieht der nackten braunen Menschen Hütten
Aus Holz und Rohrgeflecht erstehen und vergehn.
Sein braunes Wasser wälzt im lauen Schwall
Laub und Geäst und dunklen Urwaldschlamm
Und gärt in brennend steilem Sonnenbrand.
Nachts kommt der Tiger und der Elefant
Und badet lärmend seine schwülen Kräfte
Und brüllt in dumpfer Wollust durch den Wald.
Am Ufer rauscht im trüben Schlamm und Rohr
Das schwere Krokodil, heut' wie vor tausend
Und hunderttausend Jahren; scheu und schlank
Bricht durch das Schilf der wilde Jaguar.

Hier leb' ich stille Tage hin im Wald
In röhrener Hütte und im leichten Einbaum
Und selten rührt ein Klang der Menschenwelt
Verschlafene Erinnerungen wach.
Am Abend aber, wenn die schwarze Nacht
Sich feindlich naht, steh' ich am Fluß und lausche
Und höre da und dort und nah und fern
Verirrten Laut,
Gesang von Menschenstimmen in der Nacht.
Das sind die Fischer und die Jäger, die
Im leichten Boot der Abend überrascht
Und denen kindlich tiefe Furcht das Herz erschlafft,

Furcht vor der Nacht und vor dem Krokodil
Und vor den Geistern der Verstorbenen,
Die nachts sich regen überm schwarzen Strom.
Fremd ist das Lied und mir kein Wort vertraut
Und klingt mir doch nicht anders, als daheim
Am Rhein und Neckar mir ein Abendlied
Der Fischer oder Mägde klingt: ich atme Furcht
Und atme Sehnsucht, und der wilde Wald
Und fremde dunkle Strom ist mir wie Heimat,
Weil hier wie überall, wo Menschen sind,
Sich zage Seelen ihren Göttern nähern,
Den Schreck der Nacht beschwörend durch ein Lied.

Heimkehrend in der Hütte kargen Schutz
Leg' ich mich nieder, ringsum Wald und Nacht
Und gläsern schrillender Zikadensang,
Bis mich der Schlaf entführt und bis der Mond
Die bange Welt mit kühlem Schimmer tröstet.

Hermann Hesse.

Tropengewitter.

Wir waren kurz vor Sonnenuntergang von einem Ausflug im kleinen Boot zurückgekehrt, müde nach der Schwüle und dem stundenlangen Plätschern auf dem breiten, braunen Strom zwischen den ewigen Wäldern ... Wir hatten ein paar Tauben und einen Nashornvogel geschossen, eine Bambushütte photographiert, die als letzter Rest einer vorjährigen Reispflanzung in der Öde stand ... Wir hatten ein paar große, grüne Schmetterlinge gefangen und uns schließlich beeilen müssen, um vor der Nacht zurückzukommen. Als wir anlegten und steif vom langen, engen Sitzen über den kleinen Ländefloß vor unserer Hütte stiegen, ging eben die Sonne dunstig über dem Walde unter, der Strom blinkte trüb herauf und die Ufer wurden schon finster, als bräche der Wald von beiden Seiten herein und wolle die schmale, schwache Lichtbahn erdrücken ...

Früh, es war kaum halb zehn Uhr, sagten wir einander Gutnacht und gingen hinein. Ich warf die Kleider ab und schlüpfte rasch im Dunkeln unter das hohe Moskitonetz, streckte mich auf der guten weichen Matratze aus und sank in den weichen müden Zustand von Halbschlummer, in dem ich seit langem meine Nächte hinbrachte. Es war nicht nötig, die Augen zu schließen, nur mit Mühe und gutem Willen vermochte ich das Viereck des offenen Fensterloches zu erkennen. Da draußen war es

kaum um einen Schatten heller als zwischen meinen Bambuswänden und Bastmatten, aber man spürte die Natur draußen gären und kochen in ihrem nie unterbrochenen Treiben und Zeugen, man hörte hundert Tiere und atmete den krautigen Geruch von üppigem Wachstum ...

Eine mächtige Erschütterung weckte mich plötzlich; ich sprang unmittelbar aus dem Schlaf in die Höhe, fiel wieder um, stand wieder auf und zog, nun erwacht, den Mückenschleier auseinander. Ein wildes weißes, furchtbar grelles Licht schlug mir blendend entgegen und erst nach Augenblicken erkannte ich, daß es das Licht von vielen ohne Pause aufeinanderfolgenden Blitzen war. Der Donner rauschte mit Gekeuche hinterher, die Luft war seltsam bewegt und voll von Elektrizität, die ich in meinen Fingerspitzen zucken fühlte.

Benommen taumelte ich zum Fensterloch, das im Licht der Blitze vor mir schwankte und seine Ränder verschob wie die Fensterreihe eines vorüberrasenden Eisenbahnzuges. Da schaute, auf zwei Schritt Entfernung, der Wald mich an, ein umgerührtes Meer von Formen, von Astgeschling, Laubmengen und Fasern, wogend und in Verzweiflung sich wehrend, von den Blitzen überflogen und jäh bis ins zuckende dunkle Herz hinein verwundet, krachend und empört. Ich stand am Fenster und starrte in das Unwesen, geblendet und betäubt, und fühlte mit überwachen Sinnen das rasende Leben der Erde sich ergießen und vergeuden ...

Und plötzlich war alles zu Ende und das war sonderbarer und schauerlicher als der ganze Gewitterlärm. Kein Blitz, kein Donner mehr, nur namenlos dicke Finsternis und das Niederstürzen eines wilden, gierigen, selbstmörderisch wütenden Regens. Ringsum nichts mehr als das tiefe, wühlende Rauschen und der Geruch des aufgewühlten Urwaldbodens und eine so tiefe Müdigkeit und Schlafbereitschaft, daß ich noch im Stehen einschlief und auf meine Matratze taumelte und nicht wieder erwachte, bis beim gelben Sonnenaufgang der Wald vom hundertstimmigen Gebrüll der Affen widerhallte.

Hermann Hesse.

Im Botanischen Garten zu Buitenzorg.

Turmhohe Palmen spenden Schatten, rings ragen riesenhafte Bäume empor, Arten, die einem Europäer unbekannt sind, wenn er auch ihren Namen wissen müßte, eine gewaltige, überfruchtbare Vegetation, ein Tropenpark, der wohl an den Garten Eden erinnern könnte. Aber hier sind weder wilde Tiere, die in Freiheit umhergehen, ohne einander zu fressen, noch das erste Menschenpaar im Zustande der Seligkeit. Die Bäume stehen da, als ob sie sich langweilen, und wachsen, wachsen; hier ist eine mächtige, geschulte und mit Etiketten versehene Fruchtbar-

keit, aber leblos, ohne Seele. Nicht einmal Insekten scheinen hier zu sein, nur vereinzelt ein kleiner Singvogel, der sich irgendwo in den dichten Kronen versteckt und von Zeit zu Zeit einen dunkelgoldenen Ton hören läßt wie einen Tropfen Wohllaut in der Treibhausstille.

Der Banyanbaum wächst in die Luft hinauf, als ob er eine Insel im Blau bilden will, bedenkt sich aber und wächst wieder zur Erde hinab mit Luftwurzeln, hängenden Zweigen und Streben, er gleicht einem kleinen gierigen Urwald, einem hungrigen, betrübten Baum, einem Mutterwald mit all seinen Jungen. Das Bambusgehölz schwillt in allen arsenikgrünen Farben und Nuancen, jeder „Grashalm" ist so dick wie ein Schenkel; die wunderbaren Königspalmen steigen kerzengerade empor wie hohe, schlanke Vasen aus Chrysopras; in einem stillen, lauen See schwimmt die Viktoria Regia, deren Blätter ein Kind tragen können; man findet hier jedes Tropengewächs, vom Kannenträger, der insektenfressend ist, bis zum Chinabaum, der das Fieber stillt, und der Vanille, die wir in Eis essen. Es ist unzweifelhaft der größte Botanische Garten der Welt, der eine halbe oder ganze Quadratmeile bedeckt, und im Hintergrund ragt der prächtige vulkanische Berg Gunong Salak auf, wie eine Kulisse, von paradiesischen Wolken gekrönt.

Johannes V. Jensen.



Eine Szene auf Java.

Da wo der Jakkatarg die heiße Welle
Hindrängt ins dunkle Tal von Samarang,
Steht eine Hütte an umbuschter Stelle,
Ein leichtes Zelt aus grünem Blätterhang.

Die Palme und der Pisang mußten schmiegen
Mit ihrem Laube sich zur grünen Wand,
Worüber gitterartig Stäbe liegen
Aus Pfefferrohr zum festeren Verband.

Von rückwärts legt die Samakazitrone
Die goldnen Äpfel auf das niedre Dach,
Und vorne nickt aus seiner hohen Krone
Der Brotbaum dem Geräusch des Flusses nach.

Ein stiller Friede liegt auf dieser Hütte,
So scheint's; kein Tier, kein Vogel störet ihn;
Indessen wälzt in ihrer grünen Mitte
Verzweifelnd sich ein Mann am Boden hin.

Das krause, dunkle Haar zeigt den Malaien,
Schwarzgelb die Haut, vom eignen Nagel wund:
Vor kurzem noch der Schmuck von Javas Freien,
Jetzt liegt er da, hinwinselnd wie ein Hund.

Sie haben heimlich ihm sein Weib entrissen
Und an den Sklavenhändler hingefeilt,
Drum ist sein Herz und Angesicht zerrissen,
Und seine Lippe bebt und flucht und heult.

Am Tage wälzt er sich in seinen Pfählen,
Doch wenn im heißen Ostmonsum die Nacht
Vampire schickt, der Menschen Schlaf zu quälen,
So schleicht er nach dem tiefen Tale sacht.

Dort steht der Bohon-Upas giftgeschwollen
Und pflanzt in Trauerlauben selbst sich fort.
An seinem Stamme siehst du niederrollen
In reichen Tropfen tausendfachen Mord.

Und aus dem Hemde reißt hier der Malaie
Den hohlen, dreigeschliffenen, scharfen Stahl
Und dreht ihn in dem schwarzen Todesbreie,
Bis er gefüllt, wohl zehn- und zwanzigmal.

Dann geht er still nach Haus die grüne Gasse,
Grimm lachend, wie er nie gelacht zuvor,
Und holt vom Dach die kleine Kalebasse,
Ein unberührtes Vatererbe, vor.

Ein Zaubertrank ist's, hohen Mut verleihend,
Tun sich der Schlacht, des Todes Pforten auf:
Er trinkt ihn rasch, dem Tode still sich weihend,
Denn morgen gilts den wilden Amoklauf.

Als nun der Tag anbricht im vollen Strahle,
Wie fiebern alle seine Pulse da,
Wie glüht sein Kopf! Fort stürzt er aus dem Tale
Und läuft zur Straße von Batavia.

Blutlechzend rennt er fort: es ist als flöge
Geschwungenen Dolchs durch Straßen er und Feld
Malaie, Christ, Chinese auf dem Wege,
Wen seine Rache trifft, der fällt.

„Ein Amokläufer!" hallt es furchtbar wider,
Geschart in Waffen, brechen alle auf,
Vom Tode zu erretten ihre Brüder,
Zu enden der Verzweiflung Mörderlauf.

Jetzt blitzen die Gewehre ihm entgegen;
Er sieht's und wendet sich zur raschen Flucht;
Doch sie verfolgen ihn auf seinen Wegen
Hin an des Jakkatarg entfernte Bucht.

Sein Hüttendach erklimmt er jähen Satzes,
Den Dolch noch immer in gekrampfter Hand,
Die dichtbelaubten Bäume rings des Platzes,
Sie decken ihn wie eine grüne Wand.

Jetzt nahen sie in dichtgedrängten Kreisen,
Sie sehen ihn, schon zielet ihr Geschoß:
Da schwingt er schnell das blutgefärbte Eisen
Und führt ins eigne Herz den Todesstoß.

Und niederkollert wie ein Ball die Leiche,
Es fließt das Blut vom Dache und im Staub;
Die zwanzig Schüsse fuhren ins Gesträuche
Und trafen der Zitrone dichtes Laub.

Sie schüttelte wie eine goldne Träne
Die Frucht auf Javas Schmerzenssohn herab:
Das war die erste und die letzte Träne
Die da getropft auf des Malaien Grab.

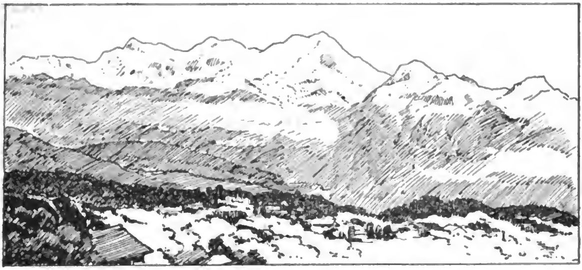
Karl Ferdinand Dräxler-Manfred.

Karawane am Chaiberpaß.

Läßt Frühling sprießen das Steppengras,
Durch den Chaiber dann ziehn unsere Kafilas.
Die Kamele sind schmal, doch die Körbe breit,
Die Börsen schlaff, doch die Ballen weit;
So ziehn sie nach langer Winterdauer
Vom Norden herab zum Markt von Peshawur.

Eine Kafila machte am Hügel halt
In türkisenem Zwielicht kräuslig und kalt.
Blau stieg der Kochrauch, Zeltpflöcke klangen
Von Hämmern, die kräftige Arme schwangen;
Die zottigen Ponnies, die angepflöckten,
Bekamen Futter und rissen und löckten;
Die Kamele hielten, die blasenden, Rast
Ein Feldwegs am Pfad hin neben der Last;
Die persischen Katzen, die sie verkaufen,
Fauchten auf Hunde von Ballenhaufen.
Und man schrie nach dem Essen, und Wachtfeuerglut
Blinkte herüber von Fort Jumrood.
Auf den Flügeln der Dämmerung kam durch die Luft
Kamel- und Matten- und Moschusduft,
Rauch und Stimmengemurmel sacht:
Der Handel am Chaiber war wieder erwacht.
Der Deckel des Fleischtopfs meldete sich,
Man wetzte die Messer, und — da kam ich
Zu Mahbub Ali, dem Maultiertreiber,
An Geschichten so reich wie ein Dutzend Weiber;
Er flickte sein Zaumzeug und zählte nach.
Doch Mahbub Ali, der kluge, sprach:
„Erst ißt man, es schwatzt sich so besser danach."
Und man taucht die Hand bis zum Rist ein und nimmt
Von dem Fettschwanzschaf, gewürzt mit Zimt;
Und wer's nicht gekostet hat, sagt man mit Recht,
Der weiß nicht, was gut ist und was schlecht.
Und nachdem wir die Bärte gesäubert hatten,
Lagen wir friedsam auf unsern Matten.
Mit dem Rauche der Hukas — Wort gab das Wort —
Glitt das Gespräch nach Süd und nach Nord...

Rudyard Kipling.



Himalaja.

Heute früh, lange ehe die Sonne sichtbar ward, habe ich die Giganten des Himalaja ihre Strahlen auffangen sehen. Die Erde lag unsichtbar in Nacht; auf Wolkenhöhe, in unsicherem Dämmerlicht, strichen bleiche Nebel dahin. Sie aber, hoch über allen Wolken, erglühten im Frühgruß des Tages.

Gestern als ich anlangte, war der Himmel bedeckt, aber wieder und wieder zerriß ein scharfer Wind das graue Tuch und man bedeutete mir, daß ich auf kurze Augenblicke vielleicht des Kinchin-jonga ansichtig werden möchte. Ich suchte nach ihm, wo nach an Alpenerfahrung gewonnenem Maßstabe ein über hundert Meilen entfernter Berggipfel zu sichten sein müßte; fand jedoch nichts; bis ich zufällig meine Augen aufwärts wandte: dort, wo ich nur Himmelskörper vermutete, glänzte sein Firn... Noch nie bin ich gleich überwältigender Materie gegenübergestanden. Der Himalaja ist kein Gebirgsmassiv wie andere auch; es ist als hätte der geborstene Mond sich jählings der grünen Erde aufgepflanzt, so unirdisch, kosmisch-groß, so außer allen Zusammenhangs mit den Gestalten dieses Planeten wirkt er. Weit, weit vom Punkte, da ich stehe, reicht der Blick über Berge und Täler hinaus, die Ketten aufgefaltet zum Niveau höchster Alpengipfel, die Täler ausgeschnitten schier bis zum Spiegel des Meers. Formation schichtet sich auf Formation, Flora auf Flora, Fauna auf Fauna; subtropische Vegetation geht mählich in arktische über; auf das Reich des Elefanten folgt das des Bären und zuletzt des Schneeleoparden. Und über diesen Welten erst beginnt der eigentliche Himavat...

Wie gut verstehe ich heute die Bedeutung, die der Himavat für das indische Bewußtsein hat! In seinem Bereich liegt Shivas Paradies; ihm entspringt der heiligste der Ströme. In den Himalajas hausen

die Munis und Rishis und unaufhaltsam, in endlosem Zug streben die Weisheitsdurstigen zu ihnen hinan. In den Himalajas sind die Veden entstanden ... und noch heute stamme von ihnen alle Inspiration. So ist es wohl. Noch nie habe auch ich, der Fremdling, meine Seele ähnlich beschwingt gefühlt. Mir ist als seien tausend Genien dabei, glitzernd-scheinend wie der Firn im Morgenlicht, fröhlich lachend wie frisch erwachte Kinder, vertraulich, als kennten sie mich von je, sie aller Vorurteile zu entkleiden. Nun rufen sie: komm! und eilen mir voran in den unendlichen Raum ... Graf Hermann Keyserling.

Das Trauerspiel von Afghanistan.

Der Schnee leis stäubend vom Himmel fällt,
Ein Reiter vor Dschellalabad hält,
„Wer da!" — „Ein britischer Reitersmann,
Bringe Botschaft aus Afghanistan."

Afghanistan! Er sprach es so matt;
Es umdrängt den Reiter die halbe Stadt,
Sir Robert Sale, der Kommandant,
Hebt ihn vom Rosse mit eigener Hand.

Sie führen ins steinerne Wachthaus ihn,
Sie setzen ihn nieder an den Kamin.
Wie wärmt ihn das Feuer, wie labt ihn das Licht,
Er atmet hoch auf und dankt und spricht:

„Wir waren dreizehntausend Mann,
Von Kabul unser Zug begann,
Soldaten, Führer, Weib und Kind
Erstarrt, erschlagen, verraten sind.

Zersprengt ist unser ganzes Heer,
Was lebt, irrt draußen in Nacht umher;
Mir hat ein Gott die Rettung gegönnt,
Seht zu, ob den Rest ihr retten könnt."

Sir Robert stieg auf den Festungswall,
Offiziere, Soldaten folgten ihm all,
Sir Robert sprach: „Der Schnee fällt dicht,
Die uns suchen, sie können uns finden nicht.

Sie irren wie Blinde und sind uns so nah,
So laßt sie's hören, daß wir da,
Stimmt an ein Lied von Heimat und Haus,
Trompeter, blast in die Nacht hinaus!"

Da huben sie an, und sie wurden's nicht müd,
Durch die Nacht hin klang es, Lied um Lied,
Erst englische Lieder mit fröhlichem Klang,
Dann Hochlandslieder wie Klagegesang.

Sie bliesen die Nacht und über den Tag,
Laut, wie nur die Liebe rufen mag,
Sie bliesen — es kam die zweite Nacht,
Umsonst, daß ihr ruft, umsonst, daß ihr wacht.

Die hören sollen, sie hören nicht mehr,
Vernichtet ist das ganze Heer,
Mit dreizehntausend der Zug begann,
Einer kam heim aus Afghanistan.

Theodor Fontane.

Auf der Transsibirischen Bahn.

Fast mit Fußgängerlangsamkeit steigt der Zug durch die finsteren Tannenwälder des Ural. Birkenhaine liegen wie bleiche Wolken in der weiten, leicht gewellten Ebene, die sich jenseits öffnet; wir grüßen in ihrem feinen rauchgrauen Geäst schon den ersten violetten Hauch des Frühlings. Im Morgenlicht unterscheiden wir auf einer Bodenschwellung eine Stadt niederer grauer Hütten mit Straßen dazwischen, die breit sind wie Anger und ins Leere auslaufen. Nur die weiße Mauer und die grasgrünen oder zuckerhutblauen Kuppeln eines Klosters heben sich aus der Mitte ab. Da und dort liegen Backsteingebäude mit dem einzigen hoch aufgerichteten Blechrohr einer Brennerei.

Im Bogen umfahren wir jetzt einen stumpfroten Bau mit vier steinernen Wachttürmen an den Ecken ... Soldaten stehen oben wie auf den Zinnen einer Burg ... Wir sind jetzt auf sibirischem Boden. Dieses erste große, solid gebaute und stattliche Haus ist ein Gefängnis.

Aber wir sind rasch vorüber. Wie ein Magnet, der uns anzieht, blinkt ein ganzes Bündel Schienen auf dem Boden und gibt sich beim Näherkommen in der Breite eines ungeheuren mit Geleisen gepanzerten Platzes zu erkennen. Eine kleine Stadt stillstehender Züge nimmt uns in ihren Gassen auf. Es sind nichts als rote Güterwagen und graue

Wagen vierter Klasse mit kleinen Fensterchen. Und kaum haben wir den Fuß auf festem Boden, so ist es, als seien wir plötzlich zu einem Heer gestoßen, das sich in voller Bewegung befindet. Es umschließt uns ein Gewimmel von Männern, Weibern und Kindern, alle im Schafspelz, Säcke und blechbeschlagene Koffer auf dem Rücken, alle auf dem kilometerlangen Bahnsteig (in Tscheljabinsk) unter freiem Himmel... Auf dem kalten Zementboden lagern Bauernweiber, ihre weißblonden Kinder auf dem Schoß; der Vater, der daneben sitzt, hebt die blecherne Teekanne gen Himmel, um ohne Becher seinen Durst zu stillen... Draußen rangieren Züge, ein Auswandererzug fährt ab. Das unaufhörliche dumpfe Brüllen der mächtig gebauten Maschinen, die diese gleichförmigen, mit Menschen gefüllten Güterwagen hinter sich herziehen, gibt den Vorgängen etwas Fabrikmäßiges.

Hier in Tscheljabinsk lasse ich mein Gepäck aus dem Expreß herausholen... Ein paar Stunden später fahre ich mit dem gewöhnlichen Postzug weiter. Einem jener Züge, die geradewegs auf den leeren Horizont lossteuern, mit der grünen, kleinen Flagge am letzten Wagen, die ein bärtiger Kondukteur herausstreckt, bis wir außer Sehweite sind.

Diesmal habe ich einen Eisenbahnwagen fast für mich allein. Ein Streckeningenieur leistet mir ein paar Stationen weit Gesellschaft und überläßt mich dann der Stille in dem wackelnden, mit einer silbergrauen Wachstuchtapete und grau und blau gestreiften Matratzen ausstaffierten Abteil... Goethe ist mit dabei in einem Bändchen aus dünnem Papier, und aus den wispernd umgewendeten Blättern überglänzt das alte Deutschland mild und lebhaft diese blöde Steppe, mit ihren von welken Gräsern und Schneewasserpfützen bedeckten Mooren. Salzseen blicken wimperlos und trübe wie weit aufgerissene Tieraugen gen Himmel.... Wir sind in der Gorkaja, der ungastlichen, bitteren Steppe des westlichen Sibiriens. Zuweilen begleitet ein rotes Glimmen die Strecke oder ein Gitter von Flammen steht ohne Rauch in der Mittagssonne. Es sind die letzten Reste der vorjährigen Vegetation, die monatelang unterm Schnee begraben waren, bis sie jetzt der Funke der Lokomotive wegfrißt. Das Wasser, das man auf der Station zum Teekochen bekommt, ist schwefelhaltig, der Tee wird schwarz davon und ungenießbar.

Aber dann glüht Kurgan mit roten Dächern und den orangefarbenen Holzwänden seiner Häuser in der Abendsonne... Vor diesen Postzügen versammeln sich an den größeren Stationen die Bauern zu regelrechten Märkten, wo es alle Lieblingsspeisen des Volkes zu kaufen gibt: Fische und Sahne, Eier und gekochtes Gekröse, saure Gurken, Wurst, Honigwaben und das herrliche lockere, schwarze Brot. Und im Innern dieser Züge mit ihren Geschichtenerzählern, ihren Kartenspielern, ihren essenden und sich in furchtbaren Räuschen umarmenden, auf den Holzbänken ausgestreckten und gesund schnarchenden Passagieren blüht der

Weizen der Kondukteure, die zu privatem Abkommen über den Fahrpreis bereit sind und ihren Schützlingen die besten Plätze verschaffen. Wie solch ein Zug auf irgendeiner nebensächlichen Weiche beim Sinken der Nacht den entgegenkommenden Zug abwartet! Seine Bevölkerung schöpft draußen Atem und unter abenteuerlichen Pelzmützen tauchen abenteuerliche Gesichter auf, schmutzige und sehnsüchtige Mienen mit etwas zu großen schwarzen Augen; derbe Kosakenköpfe, spitze Tatarengesichter und blonde, stülpnäsige Treuherzigkeit ... Gleichzeitig mit dem eintreffenden, laternenflackernden Zug setzt der hinausfahrende sich wieder in Bewegung, prompt, wie es sich für dies ungeheure Pumpwerk geziemt, in dem unaufhörlich 28 Züge sich in Tagesabständen auf demselben Geleise folgen. Wie auf hohem Meer fährt nun der Zug durch die lichtlose Nacht der Wälder und über die sanften Wogen der Steppe hin, legt an bei Petropawlowsk, dessen Glühlichter gleich weißen Monden die fahle Ebene bescheinen, und fährt mit ein paar neuen Passagieren weiter, die in dem einsam stehenden Bahnhofsgebäude warteten. Auch sie entledigen sich der Stiefel, sie breiten Kissen und Decken aus und legen sich zum Schlafen nieder, während die Stadt zusammengedrängt wie eine Schafherde in der endlosen Weite zurückbleibt. Am nächsten Mittag liegt der Zug an der Bahnhofsrampe von Omsk. Die Stadt ruht auf dem Rücken einer Erdwoge am Ufer des Irtysch ...

Es ist ein Uhr nachts, als ich in Tomsk den Zug verlasse. Die beiden letzten Stunden fährt man auf der Seitenstrecke, die in Taiga abbiegt ... Tomsk zählt jetzt beinahe 100000 Einwohner. Von wenigen städtischen Straßenzügen abgesehen, ist es noch heute nichts als ein ungeheures Dorf, aus niederen, mit rot oder grün gestrichenen Eisendächern bedeckten Blockhäusern, umgeben von Urwald und endloser Steppe und spärlich verstreuten bäuerlichen Siedelungen, die schon in kurzer Entfernung der unberührten Öde weichen.

Bei meinem jetzigen Aufenthalt ist Tomsk mitten in dem fürchterlichen Zustand des Tauwetters, das in ganz Sibirien eine wochenlange, monatelange Kriegführung des Menschen mit den Mächten des Eises und des Wassers, mit Schnee und Frösten und plötzlichen, anfangs fast unerträglich warmen Tagen bedeutet. Schon sind die Abende lang und hell. Doch noch immer bietet die Stadt den Anblick des tiefsten Winters. Die Nächte bringen scharfen Frost. Aber sobald die Sonne scheint, beginnt das Wasser von den Dächern zu strömen. Es ist die Zeit, wo man abends auf den großen Tümpeln, in denen während des Tages die Fuhrleute mit Pferd und Wagen beinahe schwimmen müssen, Schlittschuh laufen kann. Im Tom und seinem Nebenflüßchen Uschaika, das die Stadt in einem tief eingeschnittenen Bogen durchzieht, sind Gräben in das dicke Eis geschlagen, damit es bei Hochwasser die hölzerne Brücke

nicht zerdrücke. In den Löchern im Eise, an denen in der Winternacht die Fischer mit der Fackel zu hocken pflegen, steht schon das Wasser. Kolonnen von Sträflingen schlagen mit Äxten und Hacken tiefe Abzugsgräben in die meterhohe Decke von Schnee und Eis, die den Winter hindurch das Niveau der Straße erhöhte und jetzt vor Löchern und sprudelnden Bächen ungangbar ist. Karawanen von Karren fahren den morschen, schwarzen Schnee zum Flußufer. Ein Hunger nach frischer Nahrung ergreift die Menschen. Man ist der eintönigen Winterkost müde und muß sich trotzdem noch immer mit den Speisen aus dem saftlosen Fleisch begnügen, das in gefrorenem Zustand schon einen Winter überdauerte. Die Zustände sind wie auf einem überfälligen Schiff. Um sich zu erfrischen und um die mannigfachen Erkältungen zu bekämpfen, nimmt man seine Zuflucht zu den Dampfbädern und zu dem alles überwindenden Wodka. Am Palmsonntag füllen sich die Kirchen mit Menschen, die Sträuße von Papierblumen bringen, Zeichen der Frühlingsungeduld ...

In der Dunkelheit verläßt der Zug den Bahnhof (von Irkutsk) und umfährt bei Nacht die dreißig Tunnels am Südzipfel des Baikal. Frühmorgens sieht man noch eine Zeitlang die mürbe, mattglänzende Eisfläche des riesigen Landmeeres durch die Tannen des Ufers. An vereinzelten aufgetauten Stellen glänzt das Wasser klar wie gehämmertes Silber. Bei dem kurzen roten Leuchtturm des kleinen Kosakendorfes Myssowaia biegt dann der Zug in das waldige Tal der Selenga, deren Quellflüsse den fernen, noch kaum ergründeten Bergzügen der nördlichen Mongolei entstammen. An den Ufern liegen noch die Schollen des Eisgangs wie riesige Marmorblöcke. Wir fahren langsam zwischen den rundlichen Hügelrücken des Jablonoigebirges, vorüber an Werchne-Udinsk, wo im Sommer ein unregelmäßiger Verkehr von Barken und kleinen Dampfern nach Kjachta stattfindet, der gewesenen Hauptstadt des russisch-chinesischen Teehandels ... Die Landschaft im westlichen Saum der Mandschurei trägt noch den Charakter des ebenen östlichen Transbaikaliens: ein unabsehbares, kaum gewelltes Meer von brauner Erde und hartes Gras darauf, das struppig ist wie ein Fell. Auch die Veränderungen bei den Menschen sind gering. Das russische Militär, dem der Schutz der Strecke obliegt, trägt jetzt die schwarze Uniform oder den winterlichen Schafspelz mit den grünen Achselklappen der Grenzwache ... Statt der Blockhäuser stehen jetzt aus Stein gebaute, festungsähnliche Häuser und Wassertürme an den Stationen. Neben ihnen ragt die mit Werg umwickelte Signalstange. Kilometerlange Gräben zum Schutz gegen Grasbrände, die leicht die Ansiedlungen zerstören könnten, durchschneiden die Steppe. Vereinzelt liegen bei den Stationen die Erdhütten der Eisenbahnkulis, die ein paar kärgliche Felder bestellen und sich an den Zügen einfinden, um ihren reisenden Volksgenossen Nahrungsmittel und Zigaretten zu verkaufen. Neben dem russischen

Gendarm bemerkt man jetzt stets auch einen oder mehrere chinesische Polizisten; schwächliche Leute in unansehnlicher Khakiuniform mit kurzem Säbel und der zu großen Mütze, unter der sich der aufgerollte Zopf verbirgt.

In der Ferne tauchen niedere Bergzüge auf, von weichen, kahlen Formen wie ungeheure Klauen. Der schmelzende Schnee hat überall Seen gebildet, die schwarzblau in der Sonne leuchten und sich im Winde weiß überziehen. Es ist ein warmer Tag. Doch ein heftiger, nordwestlicher Frühjahrswind fegt über die Fläche und wirft die Temperaturen schroff durcheinander. Plötzlich fällt in den hellen Sonnenschein ein Schneegestöber; fast ebenso rasch ist es verschwunden und verdunkelt schon den fernen Horizont. Der Schwall der Luft bricht sich mit starkem Pfeifen an der Wand des Zuges. Gras, zu Bündeln geballt, rollt über die Steppe, fliegt im Wettrennen mit dem Zuge. Als wir auf einer Station halten, umbraust uns der Wind wie ein Orkan. Die Sonne scheint bleich im pastellgrauen Himmel. Die erdbraunen Mäntel der Soldaten, das aufgelöste Kopfhaar der Chinesen draußen im Freien flattern, von Staub umsprüht, die vereinzelten Birken schütteln sich, und die aus Draht und bunten Kugeln gemachten Fühlhörner der chinesischen Fabeltiere und Drachen auf dem First des frostbeschädigten Stationsgebäudes bewegen sich in Aufregung ...

Hinter Chailar belebt sich die Landschaft. Kahle Berghöhen im Süden glühen feuerrot mit blauen, verschwiegenen Falten. Immer brennender wird die abendliche, durchsichtige Glut der Wolken und verglimmt dann zart wie Rosenblätter. Den Großen Chingan mit seinen Tälern, wo im Sommer Rhododendren blühen und seltene Schmetterlinge fliegen, durchqueren wir bei Nacht. Am folgenden Nachmittag erreicht der Zug Charbin. Man sieht überrascht die vielen, aus Lehm gebauten Gehöfte, die Felder voller Spuren sorgfältiger Arbeit und Bewässerung. Aus der einstigen Einöde ist in wenigen Jahren ein unverfälschtes Stück China geworden. Seeartige Tümpel spiegeln den hellblauen Himmel, jenseits des bronzebraunen Flusses leuchtet hell die Stadt ... Dampfmühlen, Speicher und große Geschäftshäuser mit flammend roten Güterwagenketten davor, stehen am hohen Ufer des gewaltigen Stromes, den eine Flotte von schwarzen Dampfern belebt. Langsam rollt der Zug durch die sieben Bogen der von Artillerie bewachten Eisenbahnbrücke. Wir fahren an der mit Laternen geschmückten Häuserreihe des japanischen Viertels entlang. Mit ihren grünen Flaggen winkend, stehen die Kondukteure auf dem Trittbrett. Ich denke an die grünen Winkerflaggen vor Tscheljabinsk. Wir halten unter freiem Himmel.

Mit vielen Windungen, Schlingen, Durchbrüchen und Tunnels überschreitet der Zug östlich von Charbin ein gebirgiges Waldland. Er durchquert eines der Hauptgebiete des mandschurischen Holzreichtums ...

Die ersten Stationen, die der Zug östlich von Charbin berührt, sind die belebtesten. Hier ist Aschiche, das einstige Stabsquartier in der Kriegszeit. Weite Flächen ringsum sind mit Rüben bebaut; eine Zuckerfabrik ist hier errichtet worden. Auf dem Bahnhof bieten Chinesen Lebensmittel zum Kaufe an: Eier zu einer Kopeke das Stück und riesige Bündel Meerrettich ... Man kommt in das Gebiet der Schneidemühlen. An den Stationen stehen Wachttürme zum Schutz gegen die Überfälle der Chunchusen. Oft ragt auf den Anhöhen eine Schildwache und das Schilderhäuschen, bestehend aus einer Stange mit pilzartig ausgebreitetem Schutzdach, das aussieht wie ein hölzerner Regenschirm und gerade für einen Mann ausreicht. Zuweilen durchfährt man brennenden Wald, weite Flächen, die mit Asche und verbrannten Baumstümpfen bedeckt sind. An den weißen, zarten Birken fressen die Flammen. Ein starker, wohlriechender Rauch schwelt zwischen kohlschwarzen Stämmen empor, und aus dem glühenden Gezweig fliegen im Winde die Funken davon wie feurige Vögel.

Am nächsten Tag erreicht man die russische Küstenprovinz. Der Zug hält vor dem Bahnhofsgebäude von Grodekowo, einer Staniza des ussurischen Kosakenheeres ... Wegen der Feiertage ist das Stationsgebäude mit einer Menge weiß-blau-roter Flaggen behangen ... Auf dem Bahnsteig spazieren Burschen in himmelblauen oder bordeauxroten Blusen, Kosaken in schilfgrüner Uniform und Mütze mit breitem, schwefelgelbem Streifen. Blonde und blauäugige Gesichter sind unter dieser Kosakenbevölkerung neben scharfgeschnittenen, feinen Gesichtszügen vom südrussischen und polnischen Typus und runden, gelbhäutigen, schwarzhaarigen Mongolenköpfen. Auch neugierige Chinesen haben sich auf dem Bahnhof eingefunden und Koreaner in schmutzigweißen, wattierten Kleidern und den kuriosen Zylinderhüten aus schwarzer Gaze, die den braunen, faltigen Gesichtern einen spitzen, weltfremden Ausdruck geben ... Mit langsamem Fahren überwindet der Zug am Abend die Höhenrücken, die sich als das Rückgrat der Halbinsel zwischen Amurbai und Ussuribai in das Gelbe Meer erstrecken. Schon umwittert Seeluft diese wild zerrissenen und bewaldeten Berge. Militär und sorgfältig verpacktes Festungsgeschütz wird bei einer der am höchsten gelegenen Stationen aus einem Transportzug ausgeladen. Wir sind schon im Bereich der Außenwerke der Festung Wladiwostok ... Rasch fahren wir bergab und entlang an dem von den Lichtern ankernder Schiffe funkelnden Wasserspiegel der Buchta. Nun tauchen durch Nacht und Regen auch die Lichterschnüre der Stadt auf. Noch einmal entzieht ein Grabeneinschnitt die Aussicht. Dann hält der Zug im Bahnhof von Wladiwostok, kaum hundert Schritt von der Kaimauer des Stillen Ozeans.

Alfons Paquet.

An der Mündung des Ob.

Es war während meiner Verbannung in Sibirien. Ich war einmal auf der Jagd. Es war am untern Ob. Ein langes Stück vor seinem Auslauf ins Meer ist der Ob selbst so breit wie ein Meer. Tief hängt der graue Himmel. Der Fluß zieht mit großen Wellen dahin und die Ufer sind nicht zu sehen. Sie könnten ebensogut gar nicht da sein.

Die Bootsleute setzten mich auf einer Insel ab. Wir hatten verabredet, daß sie mich am Abend holen sollten. „Gegen Abend kommen wir wieder und holen dich ab", sagten sie, als sie fortruderten. Ich schlendere aber umher und schieße Enten. Ringsum ist nur Sumpf, verkrüppelte Birken, grüne Grashäufchen und Moos. Ich ging und ging immer weiter von der Küste fort; denn mir war eine Ente, die ich geschossen, verschwunden. Ich konnte sie zwischen den grünen Grashäufchen nicht finden. Wie ich, sie suchend, umherwanderte, überraschte mich der Abend und der Nebel stieg vom Flusse auf.

Ich mußte also sehen, wieder an die Küste zu gelangen. Die Richtung schlug ich so ungefähr nach dem Wind ein. Aber mitten im besten Marschieren merke ich plötzlich, wie meine Füße versinken. Ich wollte auf ein Grashäufchen springen, aber nein, ich sitze fest im Morast und versinke. Ich versinke, versinke ganz langsam, etwa einige Zoll in der Minute. Mich hinzulegen, um zu kriechen, wagte ich nicht. Ich konnte ja nicht die Hand vor Augen sehen. Ich versuchte, das eine Bein herauszuziehen, aber es saß fest, und ich sank dabei nur einen Zoll tiefer.

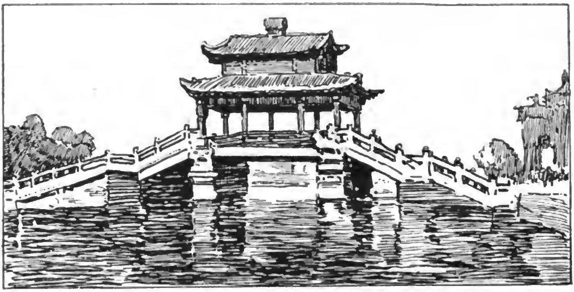
Da erhob ich die Büchse und schoß in der Verzweiflung in die Luft: vielleicht hören sie mich, vielleicht kommen sie mir zu Hilfe. Aber nein! Ich höre nur den Nordwind blasen und den Regen fallen. So stehe ich im Schlamm, ungefähr bis an die Knie, und denke: ich gehe unter im Sumpf, die Schlammblasen steigen auf und zerplatzen über mir und die grauen Grashäufchen bleiben, wie sie sind.

Vor Ekel wurden mir die Augen feucht. Wieder versuchte ich, das eine Bein herauszuziehen, es wurde aber nicht besser. Ich war ganz steif gefroren und zitterte vor Kälte: so sollte ich denn sterben, am Ende der Welt, wie Ungeziefer. Das Herz wurde mir ganz leer. Alles — alles war mir gleichgültig: ich mußte ja sterben. Meine Lippen biß ich blutig, und mit meinen letzten Kräften versuchte ich, wieder ein Bein loszumachen. Dabei fiel ich vornüber, und als ich lag, umfaßten meine Arme etwas. Es war ein Grashäufchen — eines der ewig grünen Häufchen. Ich hielt es fest umklammert und zog aufs neue. Das eine Bein bekam ich los und dann auch das andere.

Ein plötzliches Gefühl von Freude und Lebenslust durchströmte mich; ich merkte, daß ich den einen Jagdstiefel verloren hatte und daß der Fuß blutete. Dann setzte ich mich auf das Häufchen, blieb dort

sitzen und wagte nicht, mich zu rühren. Machte ich nur einen einzigen Schritt, so konnte ich ja wieder in den Morast geraten. So saß und stand ich die ganze Nacht bis zum Morgen auf demselben Flecke. In dieser langen Nacht aber, als ich im Sumpf unter dem dunkeln Himmel stand, allein mit dem Nordwind und dem Regen, in dieser Nacht verstand ich von ganzem Herzen, daß Gott über und mit uns ist. Ich fürchtete mich nicht, sondern war froh; denn ein Stein war mir vom Herzen gefallen. Und am Morgen kamen die Kameraden und halfen mir fort.

Aage Madelung (nach W. Ropschin).



Peking.

Wir sind in der offenen Flachlandschaft von Taku ... Vor dem Stationsgebäude sieht man Europäer im Tennisanzug, Chinesen in flatternden weißen Sommerkleidern, Matrosen fremder Kriegsschiffe. Flußdampfer ankern im Kanal. Vom hohen Meer nähern sich Ozeandampfer der Einfahrt in den Nordfluß, dessen vielgewundene Rinne bis Tientsin für große Schiffe fahrbar ist. Nach einer Stunde erreichen wir den großen, von Menschen wimmelnden Bahnhof von Tientsin. Doch der Zug geht bald weiter. Ein Bahndamm führt über das lehmbraune Einerlei und durch den weithin wehenden Gestank der Chinesenstadt. Noch weit hinaus sind Tausende und Abertausende kahler spitzer Grabhügel der einzige Anblick, bis endlich wieder grünendes Korn und freundliche Dörfer den Eindruck eines heiteren und fruchtbaren Landes herstellen. Pagoden und Tempel stehen in der Ferne wie auf einer Scheibe und drehen sich vorüber; und endlich grüßt der Zug mit heiserem Pfeifen die hohen Mauern einer Stadt, von denen man kaum glauben mag,

daß sie Peking umschließen. Doch man merkt es schon beim Anblick einer volkreichen Vorstadt. Der Zug fährt ganz nahe an die Mauer heran und hält in einem dürftigen Bahnhof ...

Am frühen Morgen muß man auf der Stadtmauer spazierengehen, um Peking im schönsten Glanz des Tageslichtes zu erblicken. Man schreitet mit dem eigenen, lang hingeworfenen Schatten da oben wie auf einer breiten Brücke, in einer Wiese rauhen Grases. Von tief unten hallen die ersten hellen Laute der Straßen. An den Zinnen, wo zuweilen in einer zerfallenen Hütte ein alter Wächter haust, sind mit roten Zeichen die Standorte der Verteidiger im Falle der Mobilmachung angeschrieben. Eine recht mittelalterliche Maßregel heutzutage, wo in dem weißen Stadtviertel da unten die Paläste der fremden Gesandtschaften und der Banken, die Kasernen und Kirchen beieinander stehen ... Eine steile Rampe führt hinunter auf das Brachfeld in der südöstlichen Ecke der Stadt. Gen Norden ziehen sich langgestreckte Straßenzüge, heben sich aus marmorgepflasterten, symmetrischen Höfen die erdbeerroten Mauern der Paläste, und die Dächer der Verbotenen Stadt leuchten gelb aus fernen grünen Wipfeln. Am Horizont aber trennen graue, zersägte Bergzüge die reich bebaute Ebene von der mongolischen Steppe. Sieht man zwischen den Zinnen der Mauer gen Süden, so gewahrt man neben dem großen Hain, aus dem die Knäufe des Himmelstempels strahlen, eine ausgedehnte Chinesenstadt zu Füßen der Mauer. Aus einer dieser Gassen ergießt sich plötzlich eine schneeweiße Entenherde und breitet sich auf einem Teiche aus. In buschigen Wiesen schimmern Kanäle. Sie dienten einst dem Handel und der Zufahrt der Reistribute ... Und in der Mitte der östlichen Mauer ragt die Plattform mit den berühmten altertümlichen astronomischen Instrumenten. Die schönsten davon hat das Schicksal auf die Terrasse von Sanssouci verschlagen. Alfons Paquet.

Kalgan.

Der einmal täglich (von Peking) nach Kalgan abgehende Zug führt uns nordwärts. Von Peking bis zu dieser letzten chinesischen Stadt vor der mongolischen Grenze beträgt die Entfernung kaum 150 Kilometer. Trotzdem dauert die Reise fast einen Tag ... Man erreicht gegen Mittag Nankou am Fuß des Gebirges, den Ausgangspunkt der vielgerühmten Ritte zu den Kaisergräbern und zur großen Mauer. Sehr langsam steigt der Zug in den scharf eingeschnittenen Schluchten aufwärts ... Wir schauen hinaus auf das zurückbleibende weite Tiefland und den noch weiteren Himmel in seiner Mittagsklarheit, ehe die Felsen

den Blick gänzlich abschließen ... Mit kunstvollen Schleifen umschraubt das Geleise die allzu steilen Abhänge; es überquert die mit Geröll bedeckten Täler auf riesigen Dämmen, die in Voraussicht verheerender Überschwemmungen erstaunlich breit und stark gebaut sind. Fast immer behält man dabei die an den Felswänden entlang führende Karawanenstraße im Auge. An Engpässen und Brücken liegen die Herbergen, deren weite, von Bruchsteinmauern und scharfen Reisighecken geschützte Höfe den Kamelen und Maultieren der Karawanen ein Lager bieten. Oft stehen kleine Tempel zu seiten des Weges auf den Abhängen. Götzen, lebensgroße Männerfiguren in altertümlicher Tracht, mit Waffen in den Händen, stehen in diesen halboffenen Hallen; in eine schwarze Felswand hat der Meißel eines frommen Künstlers einen dicken Buddha eingegraben. Und von Höhe zu Höhe, die steilsten Abhänge hinab und die Täler versperrend, zieht sich die Mauer über das Gebirge. Ihre würfelförmigen Wachttürme hängen wie Adlernester auf den fernsten Spitzen, die sägeförmigen, zerfallenen Mauern erheben sich wie Flossen über dem Rücken der Berge und sind da und dort zu trotzigen Kastellen zusammengezogen oder wie Stufen auf den Abhängen hintereinander aufgebaut ...

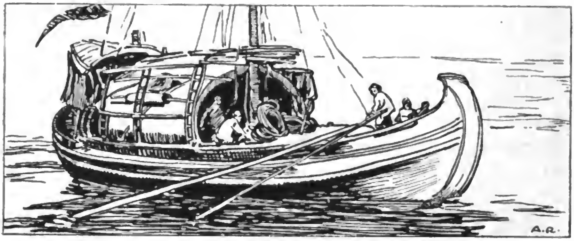
Eine Panik von Finsternis, Schwefeldämpfen und Hitze treibt uns plötzlich in den Wagen. Der Zug durchfährt das letzte, anderthalb Kilometer lange Tunnel, ehe wir nun die Hochebene erreichen. Graugelbe Erde dehnt sich vor uns aus, ein zerrissener, wie von allzu großer Trockenheit gesprengter Boden mit kahlen Höhen, die in der Ferne hingeschütteten Sandhaufen gleichen. Kaum entdeckt man die kastenähnlichen Lehmhütten der Menschen. Zwischen scharfgeschnittenen Dünen schleppt ein träg verästelter Fluß sein blaßbraunes Wasser. Dann wieder grünen und glänzen reichbewässerte Reisfelder mitten im Sande.

In einem der breiten Talbecken dieser Landschaft hält der Zug unweit der Präfekturstadt Süenhuafu. Ein heißer Dunstschwall verschleiert die Berge am Rand der Ebene ... Die Stadt ist in ein Quadrat hoher Mauern eingeschlossen, die an der Westseite von den wandernden Dünen bis zu ihrer vollen Höhe von Sand überschüttet sind. Ein Gürtel von verwitterten Grabhügeln und Ehrentoren, der die Stadt umgibt, bezeugt ihre Vergangenheit ...

An den Bergen, die bald näher an das Geleise herantreten, sieht man schwarze Schichten streichen und dazwischen die von den Chinesen gegrabenen Stollen, die von ihnen Kohlebrunnen genannt werden ... Allmählich umschließt uns ein breiter nur nach Süden offener, sonst aber von kahlen Felsabhängen umgebener Talkessel. Im nordwestlichen Winkel liegt Kalgan mit seinen erdfarbenen Dächern ... Selten mischen sich da und dort ein paar grüne Wipfel hinein. So unansehnlich sich Kalgan von außen zeigt, aus so bunten Elementen setzt sich sein Handelsverkehr, das Leben der Märkte und Gasthäuser zusammen ...

Wir finden Unterkunft in einem chinesischen Gasthaus. Es liegt hinter einer Reihe mächtiger Pappeln am Saum der Stadt. Den mäßig großen, mit Steinplatten belegten Hof umgibt ein Gang mit den offenen, zellenförmigen Gaststuben, in der Mitte grünt ein Garten mit großblättrigen, stämmigen Rebstöcken, die sich in diesem rauhen Klima nur erhalten, wenn sie während des Winters in die Erde gegraben werden. Ein Regenschauer verdüstert den Abend. Doch machen wir noch einen kurzen Gang durch die Stadt. Ein Trüppchen neugieriger Menschen folgt uns durch die dämmrigen Straßen. Über den schmalen Fluß führt eine Brücke aus weißem Marmor mit einem Geländer von schönster Steinmetzarbeit. Man sieht viele Gedenktafeln, Peilos in reicher Form und kunstvoll gearbeitete Mauern, doch alle sind zerstoßen, gelbgrau vor Schmutz und schmierig vom Schlamm der Pfützen. In Scharen sitzt jetzt das Volk vor seinen Eßnäpfen unter den Zeltdächern der großen Speiseküchen. Die Straßen des Stadtteils, den wir durchwandern, sind sehr eng. Die Fußsteige, die die einzige Möglichkeit bieten, den mit Kohleblöcken, mit Ballen Häute und Wolle beladenen Maultieren auszuweichen, sind so schmal, daß man nur im Gänsemarsch gehen kann, und führen fast einen Meter über dem von den Hufen gekneteten Straßenschmutz an den Häusern vorüber. Werkstätten und Läden sind noch offen, doch es ist Feierabend. Hier machen ein paar Verkäufer am Ladentisch ein Spielchen Schach. Dort steht ein beschaulicher Mann, auf der Hand ein zahmes graues Vögelchen mit einer blauen Seidenquaste auf dem Rücken. Man sieht Spaziergänger, die in zierlich geflochtenen Käfigen kleine Singvögel umhertragen, die laut schmettern, wenn der Käfig ein wenig geschwungen wird. An dem warmen dunklen Abend sitzen wir dann im Garten unseres Gasthauses und lauschen dem Lärm aus dem benachbarten Theater: der schrillen Fistel einer Sängerin und der unermüdlichen Saitenmusik, die an das feine Singen der Schnaken erinnert . . .

Alfons Paquet.



Auf dem Jangtse-kiang.

Eine Dampfbarkasse führt mich eines Nachmittags stromaufwärts (von Hankou) nach Hanjang... Wir fahren die chinesische Stadt entlang, nahe an den fast italienischen, schmalen schmutzigweißen Fronten der Häuser mit ihren Balkonen und Treppen, ihren stolzen aufwärts geschnäbelten Dächern und den im Schlamm endenden Torbogen der zum Fluß hinabführenden Gassen. Kähne, mit blauen Sänften beladen, gleiten vorüber, hastige, kleine Dampfboote verkehren mit dem gegenüberliegenden Wutschang. Dschunken mit grauen, fleckigen Segeln kommen still den Strom herab, fast mit Schnellzugsgeschwindigkeit; manche von ihnen sind gewiß Jahrhunderte alt und gleichen unförmigen, schwimmenden Kommoden. Andere, mit fächerförmigem Steuerruder, mit dem von Bastsegeln beschatteten Hinterkastell und mit Rudern, die ausgestreckt sind wie Klauen, schwimmen hoch und hornartig emporgekrümmt gleich den Karavellen des Kolumbus. Einige führen eine Art Kontorflagge oder tragen am Heck einen sonderbaren wedelnden Schweif wie eine Pfauenfeder, das Mandarinenabzeichen des Besitzers. Die leeren Masten der Hausboote ziehen sich in den engen Hanfluß hinein wie ein gigantisches Röhricht. Leute kauern da am Rand der Boote und essen Reis aus kleinen roten Schüsselchen oder sitzen mit aufgelöster schwarzer Mähne unter der Hand der Barbiere, und an den Masten über ihnen züngeln kurze Wimpel wie rote Schmetterlingsflügel. Die Welt erscheint hier plötzlich in lauter verbrauchten und erstarrten Formen, die es sich nicht lohnt, vor dem Schmutz und dem Verfall zu retten.

Und doch beginnt gleich nach der Landung am sandigen Ufer eine neue Entdeckungsreise. Wir sind am Fuße des Hügels, den ein vom Hauche der Hochöfen geschwärzter Tempel krönt. Hinter einer modernen Schiffswerft beginnen die Schlackenfelder, die Bahngeleise, die dröhnenden Bezirke des Stahlwerks mit seinen lodernden Hochöfen, seinen

Wolken emporsendenden Kühltürmen, seinen finsteren, von rotglühenden Eisenfäden durchzischten Hallen mit Walzwerk und Dampfhammer. Scharen schwarzbrauner, fast nackter chinesischer Arbeiter verrichten mit der ihnen eigenen Ruhe und Genauigkeit die schwere Arbeit. Mitten im Durcheinander der Werke liegt das Verwaltungsgebäude, ein altes, niederes Yamen mit europäischen Einbauten ... mit Zeichensälen und Schreibstuben ... Neben wenigen Europäern arbeitet schon eine ganze Anzahl junger chinesischer Ingenieure im Stahlwerk, die ersten des Nachwuchses, die von den Hochschulen Europas und Amerikas nach China heimkehrten. Die Hanjang-Werke haben innerhalb eines Jahrzehnts den ungeheuren Aufschwung genommen, der sie an Umfang und Leistung bereits jetzt den großen Werken der Niederrhein- und Saargegend an die Seite stellt ... Alfons Paquet.

Chinesische Gräber in der Landschaft.

Draußen vor Hongkong, unter den Bergwänden, bin ich an den grünen Geländen vorbei auf breiter Landstraß' durch Täler gefahren,
Unter uralten Baumscharen, wo die Bambusstaude wächst gleich wallenden grünen Haaren. Dort in den Meerbuchten, den weitschallenden,
Liegen Fischerdörfer eingesunken, wo die großen, braunen Drachendschunken am Strand sich zusammenrotten und wo die braunen Strohsegel sich im Winde blähen und biegen wie die Flügel der geflügelten Flotten.
Unter den Haustüren der Fischer flattern an Schnüren goldgetupfte rote Papiere, die statt Gebeten bösen Geistern im Hausreviere unter dem Haustor entgegentreten.
Und gleich steinernen Betten liegen, auf allen Meerhügeln zerstreut, die chinesischen Gräberstätten. Wie halbrunde Steinbänke schmiegen sich diese hellgrauen Totenschränke
Mit ihren Treppenstufen an die Wiesenabhänge; sind wie luftige Steinterrassen, die im Halbrund eine kleine Tür umfassen. Auf den Stufen Besucher der Gräber saßen,
Schauen vom Berg fort über die Wolken und Wassermassen in die Landschaftsgelände, als ob dort ihr Auge in den Gesten eines Baumes die grüßenden Hände eines Toten wiederfände
Und in den Figuren im Wolkenspiel des fernen Toten Gesicht und Profil ..

Maximilian Dauthendey.

Japanische Landschaft.

Der Süd-Nord-Expreß raste unaufhörlich weiter, pfiff, heulte, donnerte. Jeden Augenblick wechselte die Szenerie. Wir schwirrten durch Berggelände, flogen an Seen dahin, auf denen merkwürdige, drachenähnliche Segel schwebten. Wir flogen durch Seen hindurch über Pfahlbrücken, durch weite Flächen von Sand mit spärlichen Wasseradern, an der weißen Brandung des Meeres entlang, wieder in Berge hinein.

Die Landschaft war anmutig und zuweilen lieblich, vor allem aber war sie fremd. Das ganze Land glich einem gepflegten Garten zur Zeit der Aussaat, und in der Tat, hier war die Landschaft von den Menschen geschaffen worden. Jede Fläche war in Hunderte von kleinen Gärten eingeteilt, die alle, mit schmalen Erdwällen umgeben und voll Wasser, wie Spiegelscheiben glänzten. Das ganze Land war ein Netz viereckiger und rechteckiger Teiche, in denen die Leute bis an die Knie im Wasser und im Schmutz standen. Das waren die Reisfelder. Jedes einzelne war mit mathematischer Genauigkeit angelegt, schnurgerade; die Hügel waren in Terrassen abgebaut, in hundert wagrechte kleine Felder, Streifen, Bänder und Dreiecke, die immer kleiner wurden, je höher sie lagen, und oft nicht größer als ein Fenster waren. Die Leute arbeiteten mit langsamer Sorgfalt, und da sie sich in der Kleidung nicht von den anderen unterschieden, so sahen sie nicht wie Bauern aus, sondern wie Landhausbesitzer, die ihre Gärten mit der Hingabe von Amateuren pflegten. Diese in Wasser und Schmutz der Reisfelder stehenden Leute, dralle Mägde mit aufgeschürzten Kleidern, ein Tuch um den Kopf gebunden, flache Strohhüte auf dem Kopf, Strohmatten als Regenmäntel auf dem Rücken, sind die charakteristische Staffage der japanischen Landschaft. Sie stehen das ganze Jahr in diesen großen Spiegelscheiben, heute, morgen und in hundert Jahren.

Die Dörfer lagen dicht beieinander, Gruppen von kleinen, braunen Hütten mit Strohdächern, die aus Baumwipfeln hervorragten. Dann und wann flogen wir an Hainen vorüber, in denen sich kleine Tempel versteckten oder Friedhöfe. Auch auf den bewaldeten Hügeln sah man kleine Tempel mit Fahnen. Selbst kleine Fabrikanlagen tauchten zuweilen auf. Spielzeuge.

Und all das, Menschen und Wohnstätten, harmonierte vollkommen mit der Landschaft, den Linien der Berge, den gekräuselten Wellen der raschen Bäche, den Hainen und Baumgruppen. Die Dörfer fügten sich in die Landschaft, verschmolzen mit ihr, die Menschen in die Reisfelder, die Häuser; sie waren klein, die Stoffe, die sie trugen, schlichte, graublaue Gewänder, paßten zu den Farben des Landes. Das Proportionsgefühl war so ausgesprochen, daß es schien, als ob jedes kleinste Ding,

ein Hut, ein Schuh, ein Spaten, in genauen Geschmacksverhältnissen zu dem Ganzen stünde.

Der Zug hielt in wimmelnden, lärmenden Stationen. All dieses Gezappel und Getrippel, diese Tausende von Holzschuhen, die klapperten und schabten und zusammen eine Art Konzert gaben, dieses Nicken und Lächeln und Verbeugen. All diese braunen, schlitzäugigen Gesichter mit den starken weißen Gebissen, die derben braunen Köpfe des gewöhnlichen Volkes mit starken Backenknochen, stumpfen Nasen, dazwischen die blassen, feingeschnittenen Gesichter der feinen Klasse, Brillen auf der edlen Nase. Die Verkäufer gingen am Zuge entlang mit Orangen und kleinen Speisekistchen voll Reis und fremder Dinge und riefen singend; ein ganzer Chor solch singender Rufe hallte gleichzeitig durch den Lärm.

Dann fuhr der Zug an, das Getrippel und Gezappel verschwand, die Rufe erstarben und nur noch ein Kuli stand am Geleise und starrte mit ehrfurchtsvoller Neugierde in die europäischen Gesichter in den Fenstern.

Bernhard Kellermann.



Der Fushijama am Hakonesee.

Der Bergpaß ist überstiegen und die Kulis biegen mit meinem Strohstuhle den Waldweg hinab am Waldabhang durch den Waldgang. Hinter den Baumriesen

Dampfen die Seenebel auf den ersten Strohhäusern drunten in den Hakonewiesen. Ein hölzernes Shintotor im Wald, ein paar Steinlaternen davor,

Bezeichnet den Eingang ins Dorf. Ein gewaltiger Baumzug von Riesenzedern läuft am See entlang, als wären die höchsten Bäume der Welt hier ans Ufer gewandert.

Und die Riesen machen halt und machen ihre Stämme lang, um über die Schilfwiesen in das Seewasser als Schatten zu fließen,

Damit sie im Seespiegel mit dem Bild des heiligen Fushiberges zusammenfließen. Doch ich suchte immer,

Im Himmel, im Wasser — nirgends war ein blasser Schimmer vom heiligen Berg zu schauen. Der Fushi sollte sich wie aus weißem Porzellan drüben über dem See zweimal aufbauen,

Oben an der blauen Tapete vom Himmelssaale und unten in des Sees grüner Wasserschale. Ich suchte rund die Gegend aus,
Aber kein Berg für mich im Himmelsgrund und im Wasser unten stund. „Der Fushi", sagten meine Tragstuhlkulis, „ist heute nicht zu Haus."
Er war fort, der große japanische Bilderheld, der, uralt, sich in Japan auf jeden papiernen Fächer, auf jede winzige Tasse und sich goldig gemalt hinstellt auf jeden schwarzen Lackkasten.
Meine Enttäuschung schnitt eine traurige Grimasse; es war mir, als müßt' ich an einem gedeckten Tisch fasten. Einsam, als hätte man ihn bestohlen,
So leer lag vor mir der See mit seinen fernen Nebellasten, und ich konnte mir nicht des Fushi Bild vom Himmel und nicht aus der Seetinte holen.
Ich setzte mich in den beglasten Altansaal des Teehauses, der nach dem See schaute, und bestellte mein Mittagsmahl und wartete sehr auf des Berges Rückkehr.
Wie Bleihaufen lagen die Berghöhen um die Ufer. Nach einer Weile kamen leichte Windböen über die Wasserfalten gelaufen,
Die Nebeltraufen begannen sich zu regen; es war, als stiegen weiße Kuhherden dampfend an die Seeränder, um zu saufen.
Und wie eine hohe Frau, deren weiße Gewänder geordnet werden und die lautlos einzog, erschien langsam der blendende Kegel des Fushi hoch über der Erden;
Und mein Herz ihm entgegenflog. Die silbernen Gipfelränder erschienen, als die Nebelbilder seitlich rollten, bläulicher Sonnenschein war in seinen Mienen.
In den grauen Tag hinein sah der weiße Berg aus dem blauen Licht wie ein silbernes Gesicht aus einem Glasschrein.
Sein Haupt sah für Augenblicke auf mich wie ein fliegender Geist, der die Nebel schlicht fortweist, aber Leib und Fuß erschienen nicht.
Dann von Nebeln umkreist, kurz wie er gekommen, ward der heilige Berg wieder genommen. Von göttlicher Nähe verlassen lag dann der Seeraum wieder beklommen, trüb zwischen den Bergstraßen.
Und mein Herz am Seesaum sehnsüchtig übrigblieb, wie ein leeres Boot, das in die Seebucht trieb.

Maximilian Dauthendey.

Reisende Asiaten.

Eines fiel mir, seit ich die erste indische Hafenstadt sah und solange ich im Osten unterwegs war, täglich stärker auf: wieviel die Asiaten reisen!... In Indien, Hinterindien, dem Archipel und einem großen Teil von China reist das Volk unendlich viel mehr als bei uns, für einfache Leute gelten Reisen von zwei, drei, sechs, zehn Tagen für gar nichts Besonderes... Der Kuli, der dir in Singapur den Koffer an Land trägt, stammt aus Hankou. Der kleine Händler, dem du in Penang oder Kuala Lumpur eine Badehose oder Leibbinde abkaufst, ist in Peking zu Hause. Der malaiische Kaufmann, der dir auf Sumatra Hosenträger und Stiefel verkauft, ist Hadschi und hat die Pilgerfahrt nach Mekka gemacht, was eine Hin- und Rückreise von je 20 Tagen bedeutet, das Dreifache einer Fahrt von Europa nach Amerika und zurück.

Wenn bei uns ein Bauer seine Kartoffeln oder Äpfel in der nächsten größeren Stadt persönlich verkauft und dahin drei Stunden mit der Bahn zu fahren hat, so ist das für ihn eine große Sache. Arme, halbwilde Natives auf einer malaiischen Insel fahren mit ihrer Ladung Rottang oder ihrem bißchen Baumwolle vier, sechs, zehn Tage ihren Urwaldfluß hinab bis zur nächsten Hafenstadt und brauchen doppelt so lange zurück. Von Nordindien gehen einzelne indische Händler alle paar Jahre auf wilden, anstrengenden und gefährlichen Zügen durch Tibet nach China oder bis zum Baikalsee, ja bis Moskau. In Pelaiang bei Djambi (Südsumatra) hatten wir einen chinesischen Koch, der seine Familie bei Schanghai leben hat und sie öfters besucht! Die chinesischen Großhändler in den Straits, auf Java usw. haben fast alle auch noch daheim in China Besitzungen, oft auch Frauen und Kinder, und reisen häufig zwischen beiden Orten hin und her, über Entfernungen wie zwischen Neapel und Moskau. Es gibt auch indische und arabische Händler, welche Filialen von Colombo oder Bombay an bis nach Peking hin haben und für die eine Seereise von drei Wochen nur eine kleine, oft wiederholte Geschäftsfahrt ist.

Dazu alle die vielen Pilgerfahrten! Leute aus Siam und Birma pilgern nach Ceylon, Gläubige aus Java und Sumatra nach Mekka, Fromme aus dem untersten Südindien hinauf nach Benares. Dagegen ist die Pilgerfahrt eines armen Bäuerleins vom Bodensee nach Lourdes eine Bagatelle.

Hermann Hesse.


Amerika
ALB REICH

Die Auswanderer.

Ich kann den Blick nicht von euch wenden;
Ich muß euch anschaun immerdar:
Wie reicht ihr mit geschäft'gen Händen
Dem Schiffer eure Habe dar!

Ihr Männer, die ihr von dem Nacken
Die Körbe langt, mit Brot beschwert,
Das ihr aus deutschem Korn gebacken,
Geröstet habt auf deutschem Herd.

Und ihr, im Schmuck der langen Zöpfe,
Ihr Schwarzwaldmädchen, braun und schlank,
Wie sorgsam stellt ihr Krüg' und Töpfe
Auf der Schaluppe grüne Bank!

Das sind dieselben Töpf' und Krüge,
Oft an der Heimat Born gefüllt!
Wenn am Missouri alles schwiege,
Sie malten euch der Heimat Bild:

Des Dorfes steingefaßte Quelle,
Zu der ihr schöpfend euch gebückt,
Des Herdes traute Feuerstelle,
Das Wandgesims, das sie geschmückt.

Bald zieren sie im fernen Westen
Des leichten Bretterhauses Wand;
Bald reicht sie müden, braunen Gästen,
Voll frischen Trunkes, eure Hand.

Es trinkt daraus der Tscherokese,
Ermattet, von der Jagd bestaubt;
Nicht mehr von deutscher Rebenlese
Tragt ihr sie heim, mit Grün belaubt.

O sprecht! Warum zogt ihr von dannen?
Das Neckartal hat Wein und Korn;
Der Schwarzwald steht voll finstrer Tannen,
Im Spessart klingt des Älplers Horn.

Wie wird es in den fremden Ländern
Euch nach der Heimatberge Grün
Nach Deutschlands gelben Weizenfeldern
Nach seinen Rebenhügeln zieh'n!

Wie wird das Bild der alten Tage
Durch eure Träume glänzend weh'n!
Gleich einer stillen, frommen Sage
Wird es euch vor der Seele stehn.

Der Bootsmann winkt! — Zieht hin in Frieden:
Gott schütz euch, Mann und Weib und Greis!
Sei Freude eurer Brust beschieden
Und euren Feldern Reis und Mais.

Ferdinand Freiligrath.



Ankunft in New York.

Der Kurs der „Hamburg" ließ mehr und mehr die gewaltige Ozeaneinsamkeit hinter sich. Man sah nicht mehr nur dieses und jenes Schiff, das dem Hafen zustrebte, sondern allbereits war die Wasserfläche von einer großen Anzahl kommender und gehender Dampfer und Segler belebt, wodurch sich die Nähe des großen Hafens ankündigte. Schon sah man den Leuchtturm von Sandy-Hook... Mit klingendem Spiel kam ein White-Star-Dampfer langsam vorbeigezogen. Er trat soeben die von der „Hamburg" beinahe vollendete Reise aufs neue an. Auf den Decks des majestätischen Schiffes wimmelten Passagiere wie Ameisen...

Segler kreuzten, Dampfer tuteten. Scharen von Möven fischten oder warfen sich da- und dorthin durch die frische, bewegte Luft. Ein zweiter großer atlantischer Dampfer näherte sich bei Norton Point, der Hamburg-Amerika-Linie angehörend. Das Riesengebäude wurde wie durch eine geheime Kraft ruhig und sicher vorwärts getrieben. Deutlich vernahm man das Gong, das die Passagiere von den Promenadedecks zur Tafel rief.

„Jetzt", sagte Friedrich, indem er die Uhr aus der Tasche zog, „ist es in Europa eine Viertelstunde vor sechs und herrscht noch mächtige Finsternis."

Kapitän Butor hatte mit der Quarantänestation Flaggensignale gewechselt, die „Hamburg" stoppte und die Sanitätskommission erschien an Bord ... Dann ging die „Hamburg" mit Volldampf durch die Narrows in die herrliche Upper-Bay hinein.

Die Statue der Freiheit, das Geschenk der französischen Nation, wird noch immer von den Reisenden, lange bevor sie auftaucht, mit bewaffnetem Auge gesucht. Auch Friedrich huldigte ihr in Gedanken, als er sie mitten im Wasser auf einer sternförmigen Basis aufragen sah. Sie erschien hier nicht gerade riesenhaft, aber sie gab ihm doch einen schönen Klang, mehr der Zukunft als der Gegenwart, einen Klang, der sogar sein Herz berührte ... Die Freiheit! mochte das Wort gemißbraucht sein, es hatte von seinem Zauber und von seiner Zukunft nichts eingebüßt.

Und jetzt plötzlich schien Friedrich die Welt verrückt geworden. Der engere Hafen, von babylonischen Wolkenkratzern umgeben, mit seinen zahlreichen, damals noch höchst grotesken, riesig getürmten Fährbooten, kam heran, ein Anblick, dessen ungeheure Phantastik vielleicht lächerlich sein würde, wenn sie nicht wahrhaft gigantisch wäre. In diesem Krater des Lebens bellt, kreischt, brummt, donnert, rauscht, summt und wimmelt die Zivilisation. Hier ist eine Termitensiedlung, deren Tätigkeit verblüffend, verwirrend und betäubend ist. Es schien unbegreiflich, daß in diesem unentwirrbaren, tosenden Chaos eine Minute ohne Zusammenstoß, ohne Einsturz, ohne Mord und Totschlag vorübergehen konnte. Wie war es möglich in diesem Kreischen, Hämmern, Schmettern auf Metallplatten und sonstigen tollen Wirrwarr ruhig eigenen Zielen, eigenen Geschäften erfolgreich nachzugehen? ...

Der dithyrambische Lärm der mächtigen Stadt mit ihren Millionen arbeitender Menschen übte eine Wirkung aus, die erneute und umbildete. Es war wie ein Strudel des Lebens, in den man widerstandslos hinein mußte. Er duldete keine Grübelei und kein Vertiefen in Vergangenes. Alles darin rief und drängte vorwärts. Hier war Gegenwart, nichts als Gegenwart ...

Gerhart Hauptmann.

New York.

(Blick vom Dach eines Wolkenkratzers auf die nächtliche Stadt.)

Ringsum standen und funkelten Lichter in der tiefblauen, heißen Nacht, von denen man auf den ersten Blick nicht sagen konnte, ob sie dem Himmel oder der Erde angehörten. Vom Dachgarten aus sah man einen Abschnitt der zwanzig Kilometer langen Broadway-Schlucht, die ganz New York in zwei Teile spaltet: einen weißglühenden Schmelzofen, in dem farbige Feuer schwangen und auf dessen Boden mikroskopische Aschenteilchen entlangtrieben: Menschen. Eine Seitenstraße in der Nähe blendet wie ein Strom flüssigen Bleis. Aus ferner gelegenen Querstraßen dampft lichter Silbernebel. Einzelne Wolkenkratzer erheben sich gespenstisch im Lichtschein eines Platzes. Wiederum aber standen Gruppen von eng aneinander gedrängten Turmhäusern, dunkel, schweigsam, wie riesige Grabsteine, die über die eingesunkenen, verschwindenden Zwerghäuser von zwölf und fünfzehn Etagen emporragten. In der Ferne am Himmel ein Dutzend Stockwerke mattblinkender Fensterscheiben, ohne daß das geringste von einem Haus zu sehen wäre. Da und dort vierzigstöckige Türme, auf denen matte Feuer lohten. Die Dachgärten von Regis, Metropolitain, Waldorf-Astoria, Republic. Rings am Horizont glommen schwüle Feuersbrünste: Hoboken, Jersey-City, Brooklyn, Ost-New York. In der Spalte zwischen zwei dunklen Wolkenkratzern zuckte jede Minute ein doppelter Lichtstrahl auf, wie elektrische Funkennähte, die zwischen den Mauern übersprangen: die Hochbahn der sechsten Avenue.

Rings um das Hotel flimmerte das Feuerwerk der Nacht. Unaufhörlich schossen Lichtfontänen und farbige Strahlengarben aus den Straßen empor zum Himmel. Ein Blitz zerriß ein Turmhaus von unten bis oben und setzte einen riesigen Schuh in Brand ... Raketen jagten in die Höhe, explodierten, bildeten beschwörende Worte: eine violette Sonne kreiste wie irrsinnig hoch oben in der Luft und spie Feuer über Manhattan. Die bleichen Lichtkegel von Scheinwerfern tasteten nach dem Horizont und beleuchteten kalkweiße Häuserwüsten. Hoch oben am Himmel über dem blitzenden New York aber standen blaß, unscheinbar, elend, geschlagen: die Sterne und der Mond. Bernhard Kellermann.

Herbst im Alleghany-Gebirge.

(„Indianersommer".)

Indianischer Sommer ...

Die Luft angefüllt von der Wärme vergangener Sommertage, geklärt und gemildert durch das wachsende Alter des Jahres. Die Wälder aufflammend wie Opferfeuer, die sich im Prunk ihrer purpurnsten,

golddurchschossenen Farben in Selbstberauschung zu verbluten trachteten, bevor der Winterschnee sie erstickte.

Die ganze Natur, das große Sterben vor Augen, nahm noch einmal alle ihre Kräfte zusammen zu einem leuchtenden Lebenslied, das den Tod nicht achtet im stärkeren Auferstehungsgedanken. Und das Lebenslied im pennsylvanischen Bergwald jauchzte in Wogen, die die Farbenskala des Goldes durchjagten, vom lichtesten Gelb zum blutigsten Rot, von den hellen Tönen der Zitterbirken und Blauweiden hinübergreifend zum gesteigerten Farbenrausch der Ahorne und Linden, der Ulmen, Platanen und Walnußbäume und im Triumph verharrend im Flammenmeer der Purpureichen. Wie Fahnenträger des urewigen Glaubens der Natur ragten über den Brand hinaus die sattgrünen Wipfel der Weymouthskiefer, der Hemlocktanne und Douglasfichte, die nach dem stillen, blauen Himmel langten.

Zwei Reiter sprengten den federnden Moospfad hinan, zügelten hastig ihre Pferde und verhielten sie an einer Wegbiegung, die jäh den Ausblick öffnete in die schwermütige Pracht...

Die sinkende Sonne stand wie ein Ordensstern am tiefen Himmel und sandte ihre Strahlen in alle Fernen. Und die Strahlen liefen zusammen in einen rotgelb leuchtenden Feuerkreis im ockergelben Himmel. Der Herbstwald aber, vom indianischen Sommer in Gold und Blut gefärbt, hob sich weit, weit ringsum wie eine einzige dankende Altarflamme zur scheidenden Sonne empor. Und der Feuerkreis ging in ein stürmisches Rosa über und in ein tief beruhigendes Violett. Die Luft stand still, von Leuchtkraft geschwängert. Ein grüner Schleier wehte über den Himmel hinweg, als wollte er die Hoffnung der Menschen heben und halten über die Nacht hinaus. Rudolf Herzog.

Die Steppe.

Sie dehnt sich aus von Meer zu Meere;
Wer sie durchritten hat, dem graust.
Sie liegt vor Gott in ihrer Leere
Wie eine leere Bettlerfaust.
Die Ströme, die sie jach durchrinnen;
Die ausgefahrnen Gleise, drinnen
Des Kolonisten Rad sich wand;
Die Spur, in der die Büffel traben:
Das sind, vom Himmel selbst gegraben,
Die Furchen dieser Riesenhand. Ferdinand Freiligrath.

Der Ansiedler.

Im Osten steigt empor die goldne Sonne
Und funkelt in des Urwalds Dämmerweiten,
Und rauschend regt er sich in neuer Wonne.

Wie herrlich ist es jetzt, dahinzuschreiten
Am Saatengrün, am schwellend jungen Korne,
Darüber hellen Flugs die Schwalben gleiten!

Da blüht mein Herz! In jedem Baum und Borne
Umrieselt mich ein Sang und warmer Segen —
Und meine Büchse klirrt am Pulverhorne ...

Vor zwanzig Jahren murrend hat gelegen
Der Silberlöwe hier im Tulpenstrauche;
Der rote Wilde schlich auf Weidmannswegen.

Da kam ich her! — Im frischen Frühlingshauche
Hab' ich das feste Blockhaus mir gezimmert:
Bald überm Urwald quoll's von munterm Rauche.

Den Mustang vor dem Pflug! — Gefahr bedrohte
Früh meine Flur gleich einer giftigen Schlange;
Die Rothaut heulte und der Brandpfeil lohte.

Vertrieben ward der Feind! — Auf meinem Gange
Bin ich der Herr der grünen Niederungen;
Ich fühl' es: Freude rötet mir die Wange.

Hier hat mein Beil und Büchsenschuß geklungen,
Hier hat mein Weib den Kindern Wiegenlieder
Im Schatten meiner Manneskraft gesungen.

Ich schuf mir diese Heimat .... Geist und Glieder
Eratmen froh das Licht, auf kühnem Posten
Warf meine Faust die Nacht der Wildnis nieder,
Und wie ein Siegestor strahlt mir der Osten! —

A. K. T. Tielo.

An die „Sturmwolke".

Finster blickst du und grimm, o Häuptling der mächt'gen Omahas;
Finster und grimm, wie die Wolke des Sturms, nach der du genannt bist!
Eingehüllt in die Decke von Scharlach durchstapfst du die engen,
Volkreichen Straßen der Stadt, wie einst am Rande des Flusses
Seltsame Vögel stolzierten, von denen nichts als die Spur blieb.
Was bleibt über ein Weilchen von deinem Geschlecht als die Spur noch?

Wie magst die Stadt du durchgehn, der durchschritten das hohe Präriegras?
Wie hier atmen die Luft, der geatmet den Würzhauch der Berge?
Ach! vergebens mit herrischem Blick der Verachtung erwiderst
Du die Blicke des Hohns und verlangst den Boden als Jagdgrund,
Wo Steinhäuser nun stehen...
Auf denn! kehre zurück in dein Waldreich, westlich vom Wabash;
Dorten regierst du als Fürst. Es bestreuen die Blätter des Ahorns
Deines Palastes Teppich im Herbste mit Gold, und im Sommer
Würzt seine Hallen balsamischer Hauch von den Zweigen der Fichte.
Dort bist stark du und groß, ein Held, ein Zähmer der Rosse!
Dorten jagst du den stattlichen Hirsch an den Ufern des Elkhorn
Oder am donnernden Felskatarakt, und wohin der Omaha
Sonsten dich ruft, durchstürmend die Schlucht, der verwegene Schwarzfuß!

Horch! welch Murmeln entsteigt dem Herzen der bergigen Wildnis?
Ist es der Schrei der Füchse und Kräh'n und des mächt'gen Behemoth,
Dem die Blitze dereinst geschädigt nicht seine Hauer
Und der tückisch Verderben nun sinnt dem Geschlechte der Rothaut?
Unheilvoller für dich und die deinen als Krähen und Füchse,
Unheilvoller für dich als alle Behemoths,
Siehe! das Donner-Kanoe, das entgegen dampft des Missouris
Brausender Strömung! Und dort die Lagerfeuer erglühend,
Fernhin durch die Prärien; und die Wolke von Staub in dem Taggraun,
Nicht bezeichnend die Spur des Büffels noch hurtiger Mustangs,
Sondern den Wanderzug der Weißen, durchs Reich der Camanches!
Ha! wie der Odem der Sachsen und Kelten gleich Stürmen des Ostwinds
Immer weiter gen West hinjagt den Rauch deines Wigwams.

Henry Wadsworth Longfellow.

Auf der Pacificbahn.

Für die dreitägige Fahrt (von Seattle-Vancouver) bis Chicago belegte Radern[1]) (für sich und eine mit ihm reisende Dame) im Pullmann-Wagen zwei Zimmerchen, aber bei Tage wollten sie in den breiten Sesseln des Aussichtswagens hinter den großen Fensterscheiben sitzen. Über das flache Küstenland schleppte eine Riesenlokomotive den Zug und dann neben eines Flüßchens schäumenden Wasserfällen die enge Schlucht hinauf. Durch ein Felsentor rollten sie oben mit Behagen wie in ein erfrischendes, kühles Bad. Mit reiner Bergluft drang in die offenen Fenster der würzig süße Hauch des Keimens von viel tausend jungen Trieben. Wilder, weißer Flieder blühte im Hochland. Lorbeer stand als dunkler Schatten neben lichterem Grün. Spanisches Bajonett reckte die Spitzen über die Telegraphenstangen. Lange, schwarze Schatten warfen auf das wilde, wirre Dickicht die tausendjährigen Waldriesen des kalifornischen Rotholzes.

Hell schrillte durch die dünne Bergluft ein hohler Pfiff und alle Passagiere stiegen schaulustig aus. Vorn bohrten des Felsengebirges starre, weiße Spitzen ihre Nadeln in das Licht des reinen Äthers. Hinten fielen über Felsen grüne, bunte Riesentreppen zur rötlichgelben Erde vor dem weißen Band des Küstensandes und dem Blau des Ozeans ...

In einen langen Tunnel rollte der Zug. Als das Lampenlicht aufflammte, erzählte mit amerikanischer Gemütlichkeit ein Graubart, daß schon dreimal Züge stecken geblieben und die Passagiere erstickt seien ... Mitreisende zogen ungeduldig die Uhren. Ein Leben wie auf dem Dampfer begann. In den Speisewagen gingen sie, um die Mahlzeiten zu nehmen, in den Salon, um Zeitungen zu lesen, und nachts in die Schlafstuben, die fast wie Schiffskabinen eingerichtet waren ... Die Mitreisenden fuhren meist Strecken, die sie klein nannten. Eine Reise von zwölf bis vierundzwanzig Stunden galt den Söhnen unendlicher Ebenen als kurz. Im Sonntagskleid und eben vom Barbier rasiert, bestieg der Westmann den Zug mit der Absicht, während der Stunden erzwungener Muße einen Festtag zu feiern. Seine Taschen waren zum Platzen gefüllt mit Zigarren, die er gern von Hand zu Hand in den Mund neuer Freunde wandern ließ. Mit breitem, wuchtendem Gang betrat er den Wagen und schritt durch den Mittelgang zwischen den Füßen der beiden Reihen Sitzender zu einem noch leeren Platz. Die Handtasche im Netz verstauend, sagte er nicht guten Tag, sondern ließ sich stumm ins Kissen fallen und biß mit gesunden, weißen Zähnen die Spitze einer Zigarre ab. Die hellen Augen lachten freundlich. Die Miene war offen, gefällig, entgegenkommend.

[1]) Radern, der Held des Romans, bisher Ministerresident in Söul (Korea), tritt seinen neuen Posten in Carracas an. Auf der Reise dahin durchquert er auf der Pacificbahn Nordamerika.

Tief den Dampf in den breiten Brustkasten saugend, lehnte er sich zurück und lauschte dem munteren Kreuzfeuer der allgemeinen Unterhaltung. Er griff nicht gleich ein. Der Westmann schien Weltmann auf seine Art. Er ließ, wenn ein Scherz die Gelegenheit bot, ein sonores Lachen dröhnen, nickte beifällig zu einer Behauptung, aber warf erst, wenn der Sprechende geschmeichelt seinen Blick zurückgab, ein kurzes Wort ins Gespräch. Auf weitere Ermunterung wagte er eine Bemerkung. Sie hatte ihn eingeführt. Fortan sprach er laut, sicher und selbstbewußt und scheute sich nicht, mit einem Schlag der schweren Hand auf den muskelharten Schenkel seiner Ansicht Nachdruck zu geben.

Von Politik, Industrie, Geschäft, Landwirtschaft, von Delcassée und Kaiser Wilhelm war die Rede und niemand hielt mit der Meinung hinter dem Berge. Von dreißig Männern wollten alle unterrichtet gelten und etwas bedeuten. Namentlich flunkerten sie aus Lokalpatriotismus. Der Krähwinkler sprach von seinem Wohnort als der „Städtekönigin" des Staates . . .

Für zwei Tage war auf dem Bild hinter dem Fensterrahmen nur plattes Land, kein Berg, kein Hügel, selten ein Haus und niemals eine Turmspitze zu sehen. Auf gelbbraunem, unter der Maisonne schon verdorrtem Gras weideten Hundertausende von halbwilden Rindern. Dem Schienenstrang blieben sie fern. Darum sah es wohl aus, als ob gegen den Horizont mit der Landschaft Mäuseschwärme zurückhuschten. Einmal hielt dicht neben den Schienen ein hagerer, sonnenverbrannter und sehniger Reiter in plumpem Sattel auf kleinem Pferd. Leicht und lose stand er in tiefen Bügeln. Am Sattelknopf hing eine gerollte Leine. Die Lenden gürtete unter gewöhnlicher Straßenjacke ein Lederband, das vorn einen großen Revolver neben dem langen Messer trug. Der Präriewind bog die weite Krempe des grauen Filzhutes gegen den Kopf zurück und um den Hals flatterte ein lässig gefaltetes, rotes Seidentuch. So ritt . . . der Cowboy auf dem Kuhpony oder Broncho zwischen der antarktischen und subtropischen Zone über das magere Gras der westlichen Weite, seit er vor hundert Jahren auf dem von Rinderhufen getretenen „Kuhpfad" aus Mexiko kam. Leere Konservenbüchsen rosteten längs des Stranges und weiter draußen im Grase. Generationen von Präriereitern hatten sich aus ihnen gesättigt. Braun wie Sommersprossen lagen sie auf dem Antlitz der westlichen Hemisphäre.

Vor einem kleinen Bahnhof in Wyoming sahen sie die von der nahen Reservation gekommenen Indianer. Die Asche ihrer Lagerfeuer war längst verweht und der Tomahawk für immer begraben; aber mit dem Kriegsschmuck auf bunt bemalter, rotbrauner Haut führten die einstigen Herren der Scholle einen Kriegstanz auf. Kleine Münze aus den Taschen der neuen Gebieter dankte den Gladiatoren . . . In St. Paul waren drei Stunden Aufenthalt. Als sie aus dem Wagen stiegen, glaubten

sie sich auf den Planken eines rollenden Schiffes. Die vom langen Sitzen schwachen Glieder traten unsicher. Sie wollten sich die Füße vertreten. Gleich vor der Halle überfiel sie ein ungeschlachter Riese, in verschlissenem Kittel. Über erhobenem Zeigefinger, der rot, rund und dick fast wie eine Zervelatwurst war, schrie er in Raderns Gesicht, daß es im Restaurant „Zum Star“ coffe, tea, steak and pie billiger und besser als sonst in der Welt gäbe. Es war nur einer von vielen. Längs der ganzen Straße heulten und bellten ähnliche Gesellen aus allen Türen, priesen Zimmer als die saubersten und Zigarren als die schmackhaftesten der Welt. Reklameschilder griffen von den Mauern wie Fangarme über den Bürgersteig, als wollten sie wie schreiende Kerle mit Gewalt Kunden in die Läden zerren.

In Chicago nächtigten sie, rasteten einen ganzen Tag und wanderten durch die Straßen der Stadt, die wie der Dieb bei Nacht gekommen war. Grau, rauh, roh und grimmig sah sie aus wie der Daseinskampf, der hier tobte. Um Post und Börse standen die langen verräucherten Häusermauern der Geschäftswelt. Die schnurgeraden, eintönigen Fassaden ohne Schmuck waren durchbrochen nur von den endlosen Fensterreihen. Über der Straße sahen sie den schmalen Streifen Grau, den die Chicagoer Himmel nannten, durch ein wirres Netz von Telegraphendrähten und durch rußigen Qualm, der schwarze Klümpchen auf Gesicht und Kleidung warf. Wagen und Menschen schienen einander zu schieben, so dicht war das Gedränge ... Es war, als ob der Mensch den Menschen hier unter die Füße treten müsse und nur über ihn hinweg zum Gewinn jagen könne. Auf Schritt und Tritt war die Gleichgültigkeit gegen den Nachbar zu spüren. Geldmacht ohne Herz und Erbarmen hatte die finsteren Häuserburgen getürmt.

Otto v. Gottberg.

Niagara.

Nun war er[1]) hinausgefahren zu den Wundern der amerikanischen Natur, zu den Niagarafällen. Aus der Ferne schon vernahm er das Gebrüll der Wasser, die er nicht sah. Über die Brücke schritt er, die vom amerikanischen Ufer zum kanadischen Ufer führt, tat zwanzig Schritte und stand wie gelähmt. Da stürzten die Fälle und rissen die Sinne mit in den Strudel. Wie Watte, die in Rollen schwindelnd schnell über eine Maschine gedreht wird, wirkten die amerikanischen Fälle, dreifach mächtiger und einen Gischt erzeugend, der doppelt hoch als Wasserdampf aus dem Bett wieder aufstieg, die Hufeisenfälle Kanadas. Und der aufgepeitschte Wasserdampf gefror in der schneidenden Winterluft zu

[1]) Ein deutscher Professor, namens Wegherr, der zu Vorträgen in Amerika weilt, ist die Hauptgestalt des Romans „Das große Heimweh“.

abenteuerlichen Eisgestalten, die aus dem Bett aufzutauchen schienen, um weiter zu stürmen. Und nun sah Wegherrs Auge, woher sie stammten. Breit und majestätisch erkannte er in der Ferne den Niagarafluß. Jetzt verengte sich sein Bett. Jetzt wurden die Wasser munter, wurden ungestüm, jagten links und rechts einer Insel dahin in reißendem Lauf. Die Wasser? Nein, jetzt sah er es deutlich, was da herangaloppierte über Stock und Stein. Die Urzeit war es, die hier auf Sekundenlänge ihre Auferstehung feiern durfte. Ein Riesenkoppel Indianerpferde, die Krieger auf dem Rücken, brauste heran, warf die Zügel der aufgezwungenen Herrschaft ab und stürzte sich mit flatternden Mähnen, brüllend vor Wonne, in den Abgrund der alten Wildheit.

Hier war das Abbild des alten Amerika. Was wollten dagegen die Menschenwerke besagen, die sich an den Ufern die furchtbaren Kräfte des Wassers dienstbar machten! Hier blieb die Natur dennoch die Siegerin.

Und langsam und fast scheu wandelte Wegherr die Fälle ab und stieg hinunter in die Windhöhle, wo ihm der Gischt die Augen beizte und das Tosen des Orkans das Gehör benahm, und trat ans Licht zurück und wanderte weiter, bis die Wut der neuen Wasserstürze ihn wiederum staunend und selbstvergessen haltmachen ließ und noch einmal der Riesenstrudel des Whirlpool alle seine Sinne fesselte.

Am Abend erst riß er sich los und kehrte versonnen zurück. So klein hatte er sein Menschendasein nie empfunden. Rudolf Herzog.

Mississippi-Mündung.

Langsam fuhr der „St. Jan" den Mississippi hinunter, ein kleiner, schmucker, dänischer Dampfer, der aber für Rechnung der Hamburg-Amerika-Linie fährt. Wir lagen in bequemen Rohrsesseln auf dem Sonnendeck, träumten am frühen Morgen auf die grüne Uferlandschaft hinaus.

Weit hinein hat sich der mächtige Strom seinen Weg in das Meer gebahnt. Zu stolz, seine starke Kraft aufzugeben, eins zu werden mit der großen See, aller Flüsse endlicher Mutter, schlemmt er in ununterbrochener Arbeit Erde und Steine immer weiter hinaus, baut sich rechts und links breite Dämme, um in eigenem Bette zu hausen. Wo einst blaue Salzwogen sich überstürzten, ist heute flaches Ackerland, weite grüne Wiesen, auf denen Rinder grasen und Pferde weiden.

Der Fluß ist so hoch, daß man auf die Ufer hinabsieht. Nur ein wenige Fuß hoher Damm schützt das flache Land; reißt er, so steht im Augenblicke die ganze Fläche unter Wasser. Gäbe es im Golf von Mexiko Ebbe und Flut, so würde natürlich ebenso, von der Seeseite aus, das

Land stets überschwemmt werden. Immer schmaler werden die Landstriche, schon sieht man zwischen den grünen Schilfstreifen zu beiden Seiten das blaue Meer branden, bald sind die Striche so schmal, daß ein Haus ihre Breite ausfüllt.

Und es stehen Häuser hier! Auf hohen Pfählen, fast Stämmen, gebaut, ragen sie aus dem Schilf empor, nicht mehr auf festem Boden, sondern auf Schlammgrund fußend, der von beiden Seiten vom Wasser überspült wird. Es sind die Holzbauten der Austernfischer, die viele Meilen vom festen Lande entfernt hier draußen wohnen, richtige Amphibien, die ihr Heim auf diesem Mischmasch von See, Land und Fluß aufgeschlagen haben. Fünfundzwanzig Pfahlbauten mögen es sein, oft stundenweit voneinander entfernt. Eines der Häuser zeigt eine goldene Inschrift: „Gemeindeschule", und wirklich! Da kommen in schmalem Boot Kinder durch den Fluß gerudert, dicht am Schilfe vorbei. Vier rotbäckige, blonde Buben mit kurzen Höschen und nackten Beinen, hemdärmelig, den Strohhut tief im Nacken, ziehen die Riemen, fünf goldlockige, kleine Mädel sitzen auf den Bänken, ein sechstes führt das Ruder... Nun sind sie angelangt, geschickt dreht das Steuermädel das Boot bei. Die Jungen legen die Riemen hinein, knüpfen den Strick fest an den Ring und schreiend klettert die kleine Gesellschaft die Leiter zu der Plattform des Pfahlbaues hinauf, wo sie von anderen Buben und Mädeln, kleinen und großen, jubelnd empfangen werden.

Diese Schuljugend ist nicht armer Leute Kind. Wer sich auf die Austernfischerei legt, muß wenigstens 10000 Dollars sein eigen nennen, um alles Notwendige zu beschaffen, er muß sich ferner damit abfinden, da draußen an der Mississippimündung, fernab von allem menschlichen Treiben, nur seiner aufreibenden Arbeit zu leben. Dann allerdings kann er in fünf Jahren Millionär werden — Dollarmillionär! Kann sich irgendwo eine schöne Villa kaufen.

Überall bei den Pfahlbauten liegen gewaltige Haufen alter Austernschalen. Nicht, daß etwa die Austernfischer so viele der Schaltiere selbst verzehren; ich glaube, sie rühren kein einziges an, und wenn man es ihnen hoch bezahlen wollte! Nein, diese Austernschalen kommen von New Orleans, die Fischer kaufen sie in möglichst großen Mengen von ihren Kunden zurück; gibt es doch keinen besseren Ansiedelungsgrund für Austernbänke als alte Austernschalen. Die Schalen werden erst dicht am Strande ins Meer geworfen, dort siedeln sich die jungen Tiere an. Nach einem Jahre werden sie wieder aufgefischt und weiter hinausgetragen; im nächsten Jahr trägt man sie dann wieder weiter hinaus, an Stellen, wo möglichst viel Brandung ist. Keine leichte Arbeit, wie man sieht, aber sie lohnt der Mühe. In New Orleans ist die Auster wirklich Volksnahrung geworden, für wenige Cents erhält man ein Dutzend der großen, wohlschmeckenden Schaltiere, wofür man bei uns drei bis vier Mark bezahlen muß.

Langsam verschwand das Schilf zu beiden Seiten. Hie und da noch ein Inselchen mit einem Pfahlbau, dann nichts mehr. Aber immer noch wollte der Mississippi sich nicht ergeben, viele Meilen lang zeichnete sich sein gelbbrauner Strom noch deutlich in dem tiefblauen Meerwasser ab. Langsam sank die Sonne.

Hans Heinz Ewers.

In Texas.

Der Expreß (der Santa-Fé-Eisenbahn) jagte dahin. Zwischen weiten, weißglänzenden Flächen. Aus tiefblauem Himmel brannte die Sonne, drückend heiß schon trotz des frühen Morgens. Unübersehbar, bis an den Horizont reichend, dehnten sich die ungeheuren Massen von tiefem Grün; Gebüsch, Sträucher, in schnurgeraden, endlosen Reihen, dazwischen in feinen Strichen die schwarze Erde. Über dem massigen Grün lag es wie frisch gefallener Schnee, hingestreut in riesigen Flocken, in silberleuchtenden Schneebällen. Wie Silberfäden und Spinngewebe breitete sich die weiße Schönheit über das Land ... Das Reich des Königs Baumwolle.

Erwin Rosen.

Baumwollernte.

Wir gingen in die Morgendämmerung hinaus, Säcke mit breiten Tragbändern über den Schultern, wassergefüllte Tonkrüge in den Händen. Ein Stückchen glühendroter Sonne war schon am Horizont zu sehen und der feine, weiße Nebel über dem Meer von Grün zog sich langsam in die Höhe. In wenigen Minuten hatten wir das Baumwollfeld erreicht, das gepflückt werden sollte. Der alte Farmer und die beiden Mädchen tauchten sofort in die Buschreihen hinein.

„Du hängst dir den Sack um, so daß du ihn neben dir herschleifst", erklärte Charley, „und dann pflückst du mit beiden Händen die Früchte aus den Kapseln und steckst sie in den Sack. Und in zwei Stunden wird dir der Rücken so weh tun, daß du meinst, mit deinem Rückgrat sei irgendein Malheur passiert. Aber das ist nur die Baumwollkrankheit und sie hört auf, wenn du dich erst einmal an das Bücken gewöhnt hast."

Er fing an einer Sträucherreihe zu pflücken an, ich an der nächsten. Seine Arme arbeiteten wie Windmühlenflügel und seine Hände wühlten in den Baumwollbüschen, zupfend, greifend, pflückend ... Wie feines, schneeweißes Haar sahen die Silberknollen aus. Sie steckten in vier zusammengewachsenen rundlichen Kapseln und ließen sich mit einem leisen Griff herauszupfen, so wie reife Eicheln leicht aus ihren Bechern fallen. Dort, wo die Früchte aus den Kapseln herauswuchsen, waren sie fest

und hart; die von den Fäden ganz umsponnenen Samenkügelchen konnte man deutlich fühlen. Aus dem festen Kern heraus aber quoll es seidenweich, faustgroß, in runden Bällen, von denen zwischen breitem Grün Dutzende und Aberdutzende an jedem der Sträucher saßen. Ich zupfte und zupfte, doch Charley war schon weit voraus. Da kam der Eifer des Wettbewerbes über mich. Mit flinken Fingern ging's in die weiße Pracht hinein, die Bälle einheimsend, so schnell es nur gehen wollte. Ich hatte nur Augen für meine Hände, die hastend vom Busch zum Sack und vom Sack zum Busch flogen. Bald fing mein Rücken zu schmerzen an, denn die Sträucher reichten einem nur bis zu den Schultern und man mußte fortwährend in gebückter Stellung stehen.

„Ausleeren!" rief Charley.

Sein Vater und seine Schwestern waren herbeigekommen. Der Alte zog eine primitive Federwage aus der Tasche und begann mit dem Wiegen.

„Charley, 25 Pfund."

„Ich armer, alter Mann: 23 Pfund."

„Mary, 24 Pfund."

„Lizzie, 22 Pfund."

„Ed, 18 Pfund. Verdammt gut für einen Grünen."

Ein Schluck Wasser aus den Tonkrügen und dann ging's wieder in die Buschreihen hinein. Die Stunden flogen dahin; Reihe auf Reihe wurde abgepflückt, Sack auf Sack gewogen und ausgeschüttet, bis am Ende des Feldes es sich auftürmte wie Hügel frischgefallenen Schnees.

Erwin Rosen.

Wie der Urwald zu Feld wird.

„Well, Jungens", sagte der alte Muchow eines Abends, „ich denke, wir machen uns jetzt an den Wald drüben bei der Slimpachtung und hauen uns ein neues Stück Feld heraus."

Am nächsten Morgen ritten Charley und ich zu den Negerpächtern[1]) der Umgebung und trieben Arbeiter auf und am nächsten Tag schon begann die Arbeit. Im Morgengrauen zogen wir hinaus. Voraus ritten der alte Mann, Charley und ich, hinterdrein fuhr Jim, der Neger, mit vier Maultieren und einem Farmwagen, bepackt mit zwei riesigen Kesseln und Säcken mit Proviant. Über Ackerfurchen und knisternde Maisstengel ging's hinweg. Am Waldrand prasselte ein Feuer aus dürrem Holz, an dem zwei schwarze Gestalten kauerten und sich die Hände an den Flammen wärmten. Es war der Neger Slim und seine Ehefrau Melusina Maryanne.

[1]) Die Negerfamilien bekommen vom Besitzer des Grundes Land und Werkzeuge und müssen dafür das Land bestellen und die Hälfte des Ertrages abliefern. Sie sind vollkommen abhängig vom Herrn der Farm.

„Schön' guten Morgen, Mistah Muchow, schön' guten Morgen, Mistah Charley, Mistah Ed. Feine Sache, so'n kleines Feuerchen. Nix niemand noch nich' da von die faulen Niggers."

„Wie viele kommen denn, Slim?"

„Sechzig Stück, Mistah Muchow — jeder gesegnete Farmnigger in dieser Gegend ..."

Als das Rot des herbstlichen Sonnenaufgangs durch die Baumreihen zu schimmern begann, kamen sie von allen Seiten herangeritten, schwarze Gestalten mit Äxten über den Schultern, auf struppigen Pferden, auf altersschwachen Maultieren. Im Nu häufte sich ein Berg von alten Sätteln und Decken am Waldrand. Die Ponys und „mules" begannen draußen auf dem Feld zu grasen. Die Reiter aber drängten sich um das Feuer und ließen sich von Melusina Maryanne heißen, schwarzen Kaffee in ihre blechernen Becher einschenken, fischten Speckstücke aus der brodelnden Pfanne und frisches Maisbrot aus dem Kessel. Weiße Zähne zermalmten und dicke Lippen schmatzten.

„So, Jungens!" rief der Herr der Farm von seinem Gaul herab, nun wollen wir dem alten Wald zu Leibe gehen. Charley, Ed, zählt euch dreißig Mann ab und fangt hier zu arbeiten an. Die andern kommen mit mir. Los, Kinder. Wollen mal sehen, auf welcher Seite mehr gearbeitet wird!"

Hemden wurden heruntergerissen, nackte schwarze Oberkörper glänzten im Sonnenlicht und donnernd erdröhnten die Axtschläge. In langer Reihe arbeiteten unsere dreißig Neger, Baum an Baum. Mit rhythmischer Regelmäßigkeit fielen die hoch über die Köpfe geschwungenen Äxte. Zuerst ein Hieb von oben, der tief in den Stamm hineinbiß, dann ein ergänzender wagrechter Schlag, der das angehauene Holzstückchen herausschleuderte. So entstand eine winzig kleine Kerbe in der Form eines liegenden V, flach wie ein Teller unten, schräg in den Baumstamm hineinfressend von oben. Mit jedem Hieb wurde die Kerbe größer, bis der verwundete Stamm sein eigenes Gewicht nicht mehr tragen konnte, die Holzfasern rissen und der Baum krachend zur Erde fiel. Dann sprangen drei, vier Mann auf ihn und hieben ihm die Äste ab und der alte Jim schlang eine Kette um den Stamm und schleppte ihn mit seinen Maultieren an den Waldrand hinaus. Die Äste blieben liegen. Da waren Fichten, deren rotes Holz so weich und wässerig ist, daß es nur zum Verbrennen taugt; Buchen, Eichen und Hickorybäume, deren Stämme auf einen besonderen Haufen gelegt wurden, denn sie waren so wertvoll, daß sie verkauft werden sollten. Ihr Holz ist hart wie Eisen. Die zähen Ranken, die sich von Baum zu Baum schlangen, der Efeu der alten Eichen und wucherndes Gestrüpp mit scharfen Dornen fielen unter den Axthieben. Schritt für Schritt drangen die Neger in den Wald ein ...

Stück für Stück und Tag um Tag verschwand der Wald. Die Stämme türmten sich draußen auf dem Feld auf. Nach drei Wochen stand kein Baum mehr und eine halbe englische Meile weit sah man nichts als Haufen von Geäst und nackte, weißschimmernde Baumstümpfe. Nun begann die eigentliche Rodearbeit; die Stümpfe wurden herausgesprengt. Den Negern machte das ein Heidenvergnügen und uns drei Weiße hielt es in ständiger Aufregung, weil die Schwarzen kaum wegzutreiben waren bei den Sprengungen. Das grobe Sprengpulver spaltete die Stümpfe nur und lockerte sie aus dem Erdreich. Feuer mußte die Arbeit vollenden. Der alte Muchow selbst warf den Brand in das Gestrüpp und langsam fraßen die roten Flämmchen in das Kleinholz, bis ein Windstoß kam und die kleinen Feuerzüngelchen zum rasenden Feuermeer aufpeitschte, das eine glühendrote Rauchwolke weithin über das Land trieb. Den ganzen Tag und die ganze Nacht umritten wir den Flammenherd und löschten Dutzende und Aberdutzende von Bränden, die durch glühende Funken in den benachbarten Feldern im Baumwollengesträuch und unter den Maisstengeln entstanden waren. Unsere Löschmanier war höchst einfach. Zwei Reiter hielten eine nasse Decke zwischen sich gespannt und schleiften sie im Galopp über den brennenden Boden. Mehrere Tage lang brannte das neugewonnene Land. Dann aber hätte man auf der weiten Fläche kein Stückchen Holz mehr finden können; die Stümpfe, die herausgesprengten Wurzeln, die Äste, das Gestrüpp, das dürre Laub von vielen Jahren, der uralte Laubmoder — das alles war eine schwarzverkohlte Masse mit Tausenden von weißen Äschenhäufchen. So wurde aus dem Wald das Feld ... Erwin Rosen.

In Arizona.

„Lucky Water" hieß die Station — Glückswasser. Sie und die vierzehn Häuschen hinter ihr verdankten ihr Dasein dem ungeheuer tiefen, artesischen Brunnen neben dem Stationshäuschen, den einst die Santa-Fé-Eisenbahn hatte bohren lassen müssen, weil die Strecke zwischen den beiden nächsten Stationen zu lang war, als daß die Lokomotiven sie ohne Wasser hätten durchmessen können. So reichlich Wasser spendete der Brunnen, daß es möglich gewesen war, eine einfache Bewässerungsanlage herzustellen und mitten im Sand Gemüse zu bauen und Vieh zu züchten. So waren die vierzehn Häuschen entstanden. Und jeden Abend nahm der Eilfrachtzug die Gemüsekörbe und die Milchkannen mit nach der nächsten großen Stadt ...

Von den Rändern des grünen Gartenflecks Lucky Water dehnte sich weit und breit trostloser Sand und gegen Norden schimmerten stahl-

blaue Felsenmassen. Glühend brannte tagaus, tagein die Sonne nieder aus tiefblauem Himmel, an dem nie ein Wölkchen zu sehen war. Die trocken heiße Luft war von unbeschreiblicher Klarheit und Durchsichtigkeit. Weit entfernte Gegenstände schienen zum Greifen nahe. Und Sand, überall Sand; bald glänzend weiß, bald tiefbraun. In einzelnen Flecken wuchs zähes, rostbraunes Gras und überall wucherten, kaum aus dem Sand hervorlugend, winzigkleine Kakteen mit eisenharten Dornen...

Und die Abende des Schweigens draußen im Sand! Wenn im Westen der Feuerball in roter Glut in das Land eintauchte, blieb auf Sekunden der Himmel tiefblau. Dann kam das Farbenmärchen. Ein greller Purpurstreifen leuchtete tief unten am Horizont, funkelnd grün an den Rändern, mit goldenen Strahlen an den Seiten, bis in unmerklichem Wechsel dunkles Violett aus dem Purpur wurde und fahles Grün weithin über den Himmel kroch und mit den blauen Tönen verschwand und das Violett aufsaugte. Und dann, schnell wie ein Blitzschlag, tiefstes Dunkel. Schwarzblaue Schattenmassen, in denen es fein, ganz fein aufglitzerte. Immer deutlicher wurden die Lichtpünktchen, und ehe man sichs versah, flammte es da droben in der abgründig blauen Unendlichkeit von Millionen strahlend weißer Schönheiten — in einem Zittern, einem Tanzen, einem Flimmern, als müßte im nächsten Augenblick ein ungeheurer Sprühregen weißen Lichtes herabsinken auf die Erde.

Erwin Rosen.

San Franzisko.

Des Tages streiften wir stundenlang in der Stadt umher. Rom hat den klassischen Namen der Stadt der sieben Hügeln. Nun, ein Römer würde sich, wanderte er durch San Franzisko, nur in einem Gefühl der Beschämung und des hoffnungslosen Übertrumpftseins der sieben Hügel seiner Vaterstadt erinnern! Lumpige sieben Hügel! In San Franzisko wimmelt es von Hügeln. Acht, neun — zwölf — oder gar noch mehr. Flach ist die eine Seite der ungeheuren Marketstraße, die die Stadt entzweischneidet, flach dem Hafen zu. Auf der andern Seite aber streben Hügel empor bis weit hinaus zum Stillen Meer, zur Golden Gate; Hügel mit eleganten Wohnhäusern an holzgepflasterten Straßen, die auf und niedergehen in scharfen Winkeln, bald steigend, bald fallend.

Und diese ewigen Hügel hinauf und hinab kletterte fortwährend ein Gewirr von Straßenbahnen. Es war ein sonderbares Gefühl, unten zu stehen und von hoch oben einen Straßenbahnzug rasselnd auf sich zukommen zu sehen. „Cable Cars" wurden sie genannt, Kabelwagen. In der Mitte zwischen ihren beiden Schienen lief eine dritte, gespaltene Schiene, unter der in einem hohlen Raum unmittelbar unter dem Straßen-

pflaster ein endloses Drahtseil dahinsurrte. Eine Art Riesenzange packte auf einen Handgriff des Führers hin durch den Spalt hindurch das Seil, das dann den Wagen mit sich weiterriß, während bei Haltestellen die Zange ausgelöst und eine starke Luftbremse in Tätigkeit gesetzt wurde. Wie in einer Wellenschaukel kam man sich an besonders schlimmen Stellen vor — vorwärts geworfen — rückwärts gestoßen — geschüttelt, gerüttelt ...

Weit hinaus gegen das Meer zu streckten sich die stillen Straßen des elegantesten San Franzisko und weit draußen standen die Paläste der Eisenbahnkönige, der Southern-Pacific- und Union-Pacific-Eisenbahnen, des Zuckerkönigs Spreckels, des deutschen Ingenieurs Sutro. Dann kam eine wüste, einsame Sandstrecke, die nach Nordwesten zum Goldenen Tor, nach Südwesten zum Presidio führte. Eine komische, kleine Eisenbahn rumpelte über den Sand dahin zu einer der schönsten Parkschöpfungen der Welt. Ein Deutscher, der Ingenieur Sutro, hat das Wunderwerk geschaffen. Mitten aus der eintönigen Sandfläche heraus sprießen prachtvolle Baumgruppen und grünende Grasflächen, Blumenbeete und Palmen. Dann Felsgruppen, wieder Palmenhaine und plötzlich, auftauchend wie eine Zauberwelt, die gewaltige Schönheit des Ozeans. Da eingedrängt in ein Felsentor schroffer Klippen, dort zwischen Himmel und Erde verfließend in die Unendlichkeit: „Golden Gate", Das Goldene Tor, die Felsenpforte von der Welt des Westens zur Welt des Ostens.

Doch auch der dunklen Flecken gab es in der lustigen Sonnenstadt.

Düster, winkelig, schmutzig stieg unten im Osten, dicht beim Hafen, mitten aus der glänzenden Geschäftsstraße Kearney Street ein bizarres Häusergewirr auf zwei Hügelchen empor. Mit wenigen Schritten trat man aus dem Schein strahlender Bogenlampen und reicher Schaufenster in eine Welt dunkler Schatten, in die Chinesenstadt San Franziskos. Enge Gäßchen. Winzige Häuserchen. Geheimnisvolle, dunkle Gänge. Über die Gassen spannten sich leuchtendrote Plakate mit chinesischen Inschriften, Laden lag an Laden, bezopfte, kleine Männer mit gelben Gesichtern huschten hin und her. Mehr als das Auge jedoch staunte die Nase, denn wie eine dichte Wolke lagerte ein unbeschreiblicher Geruch über dem Viertel der Chinesen; fremdartig über alle Maßen; jetzt lockend, nun abstoßend. Bald duftete es süß und schwer wie von blühendem Jasmin, bald bedrückend wie schwerer Nebel, bald würzig wie Spezereien — fremde Menschen hatten die Gerüche ihres Landes mit sich getragen über den Ozean. In jedem Gäßchen standen Polizisten; denn in den kleinen Häuserchen tief unten in den Gängen, die unterirdisch Haus mit Haus verbanden, hausten Verbrecher und wohnte das Laster. Da waren Opiumhöhlen und chinesische Spielhöhlen und Diebskneipen.

Erwin Rosen.

Tal des Sacramento.

Die Eisenbahn fährt in kühnen Windungen durch die schneebedeckte Gegend 6000 Fuß über dem Meere bis zum Stillen Ozean. Wie ein Vogel aus der Luft schaut man herab auf den ewigen Sommer des Sacramento-Tales, das mit seinen fruchtbaren Feldern, seinen blühenden Bäumen und seinen Silberströmen in den weichen Duft der Atmosphäre eingehüllt ruht. Auf dieses köstliche, traumhafte Bild aus dem Feenland blickt der Reisende durch ein furchtbares Tor von Eis und Schnee, durch wilde Klüfte und Abgründe — ein wirkungsvoller Gegensatz, der den Eindruck mächtig erhöht.

Das Tal des Sacramento war der Schauplatz der ersten und ergiebigsten Goldgräbereien. Noch jetzt sieht man viele Stellen in der Ebene und am Bergabhang, wo die Habgier jener Zeit das Erdreich aufgewühlt und ausgehöhlt hat, um nach Beute zu suchen; solche Verunstaltungen der Gegend findet man in Kalifornien weit und breit. Man kommt auch durch Strecken, wo sich jetzt nur Wiesen und Wälder ausdehnen, wo man kein Haus, kein lebendes Wesen erblickt, nicht einmal die Balken oder Steine eines verfallenen Gebäudes. Da ist es schwer, sich vorzustellen, daß dort vor Jahren ein rasch emporgeblühtes Städtchen gestanden hat, mit zwei- bis dreitausend Einwohnern, die ihre Zeitung, eine Musikkapelle, ein Freiwilligenkorps, Gasthäuser, eine Bank und Spielhöhlen besaßen, wo Männer aus allen Nationen der Erde mit struppigen Bärten rauchten und fluchten, und wo der Goldstaub, der sich an den Spieltischen anhäufte, mehr wert war als die Einkünfte eines deutschen Fürstentums.

Das Leben wogte geschäftig hin und her in den Straßen, man verkaufte Bauplätze zu 400 Dollar den Fuß, es wurde gearbeitet, gelacht, getanzt, Musik gemacht, gezecht, gerauft und Dolch und Revolver gehandhabt — und jetzt sieht man dort nichts als eine verlassene, wüste Einöde, die Menschen sind fort, von den Häusern ist keine Spur geblieben, sogar der Name des Ortes vergessen. Nirgends in der Welt sind in unserm Jahrhundert Städte so völlig vom Erdboden verschwunden, wie in den alten Goldgräbergegenden von Kalifornien...

Marc Twain.



Die Goldgräber.

Sie waren gezogen über das Meer,
Nach Glück und Gold stand ihr Begehr,
Drei wilde Gesellen, vom Wetter gebräunt,
Und kannten sich wohl und waren sich freund.

Sie hatten gegraben Tag und Nacht,
Am Flusse die Grube, im Berg den Schacht,
In Sonnengluten und Regengebraus,
Bei Durst und Hunger hielten sie aus.

Und endlich, endlich, nach Monden voll Schweiß,
Da sah'n aus der Tiefe sie winken den Preis,
Da glüht es sie an durch das Dunkel so hold
Mit Blicken der Schlange, das feurige Gold.

Sie brachen es los aus dem finsteren Raum,
Und als sie's faßten, sie hoben es kaum,
Und als sie's wogen, sie jauchzten zugleich:
„Nun sind wir geborgen, nun sind wir reich!"

Sie lachten und kreischten mit jubelndem Schall,
Sie tanzten im Kreis um das blanke Metall,
Und hätte der Stolz nicht bezähmt ihr Gelüst,
Sie hätten's mit brünstiger Liebe geküßt.

Sprach Tom, der Jäger: „Nun laßt uns ruhn!
Zeit ist's, auf das Mühsal uns gütlich zu tun.
Geh, Sam, und hol uns Speisen und Wein,
Ein lustiges Fest muß gefeiert sein."

Wie trunken schlenderte Sam dahin
Zum Flecken hinab mit verzaubertem Sinn;
Sein Haupt umnebelnd, beschlichen ihn sacht
Gedanken, wie er sie nimmer gedacht.

Die andern saßen am Bergeshang,
Sie prüften das Erz und es blitzt' und es klang,
Sprach Will, der Rote: „Das Gold ist fein;
Nur schade, daß wir es teilen zu drei'n!"

„Du meinst?" — „Je nun, ich meine nur so,
Zwei würden des Schatzes besser froh —"
„Doch wenn —" — „Wenn was?" „Nun nehmen wir an,
Sam wäre nicht da" — „Ja, freilich, dann — —"

Sie schwiegen lang; die Sonne glomm
Und gleißt um das Gold; da murmelte Tom:
„Siehst du die Schlucht dort unten?" — „Warum?" —
„Ihr Schatten ist tief und die Felsen sind stumm." —

„Versteh ich dich recht?" — „Was fragst du noch viel!
Wir dachten es beide und führen's ans Ziel.
Ein tüchtiger Stoß und ein Grab im Gestein,
So ist es getan und wir teilen allein."

Sie schwiegen aufs neu. Es verglühte der Tag,
Wie Blut auf dem Golde das Spätrot lag;
Da kam er zurück, ihr junger Genoß,
Von bleicher Stirne der Schweiß ihm floß.

„Nur her mit dem Korb und dem bauchigen Krug!"
Und sie aßen und tranken mit tiefem Zug.
„Hei, lustig, Bruder! Dein Wein ist stark;,
Er rollt wie Feuer durch Bein und Mark."

„Komm, tu uns Bescheid!" — „Ich trank schon vorher;
Nun sind vom Schlafe die Augen mir schwer.
Ich streck ins Geklüft mich." — „Nun, gute Ruh!
Und nimm den Stoß und den dazu!"

Sie trafen ihn mit den Messern gut;
Er schwankt und glitt im rauchenden Blut.
Noch einmal hub er sein blaß Gesicht:
„Herr Gott im Himmel, du hältst Gericht!

Wohl um das Gold erschluget ihr mich;
Weh euch, ihr seid verloren wie ich.
Auch ich, ich wollte den Schatz allein
Und mischt euch tödliches Gift in den Wein." Emanuel Geibel.

In Mexiko.

(Fahrt von Veracruz ins Innere.)

Um ein Uhr mittags saßen wir an der Station von Veracruz in den Waggons, von welchen es zwei Klassen gibt: eine, in der die Indianer reisen, und eine für die Europäer.

Die letzten Abkömmlinge der Azteken gingen auf dem Bahnsteig umher, in weißen Hosen und in einem weißen Hemd, das sie über den Hosen um die Hüften zusammenknoten, so daß der weiße Knoten vorn am Leib sitzt. Sie haben große, breitrandige Sombreros auf aus weißem Stroh, mit breitem Rand. Sie tragen die „Zerape", eine Wolldecke, bei kühlem Wetter über den Schultern. Dies ist ein gewebter, meist grellfarbig quergestreifter Teppichstoff oder auch nur eine rote Flanelldecke, in deren Mitte ein Schlitz ist, durch den sie den Kopf stecken, so daß der Stoff als ein Mantel vorne senkrecht wie ein Brett über die Brust und rückwärts senkrecht über den Rücken herabhängt. Alle Indianer gingen barfuß und ihre Hautfarbe ähnelte dem Erdton von irdenen, gebrannten Töpfen.

Diese groteske Welt der Indianer, die mit ihren spitzen, hohen Hüten einer Horde altmodischer Zauberer glichen, wirkte befremdend, aber nicht so herausfordernd waghalsig wie im Europäerwagen die Schar der reisenden Mexikaner, denen aus allen Taschen und aus allen Gürteln die plumpen Kolben riesiger, in unserer Zeit lächerlich aussehender Pistolen starrten. Im Nacken trugen sie mächtige Farmerschlapphüte; und so sahen diese Menschengruppen im Waggon wie die Schauspieler in jenem Akt der Oper Carmen aus, in dem die bis an die Zähne bewaffneten, spanischen Schmuggler auftreten ...

Der Zug stieg immer bergan, denn die Hauptstadt Mexiko liegt 8000 Fuß höher als Veracruz. Wir sollten am Abend auf halbem Weg in Orizaba ankommen, von wo der Zug in der Nacht nicht weiter ging. Alle Reisenden mußten dann dort übernachten und konnten am nächsten Vormittag erst weiterfahren, um abends in der Hauptstadt Mexiko anzukommen.

Draußen vor den Waggonfenstern stand jetzt stundenlang nur Urwald, monotones, graugrünes Unterholz, trostlos, farblos. Keine farbigen Blumenmatten, nirgends eine einzige Blüte; nur meilenweites,

eintöniges, graues Blättermeer, hier und da unterbrochen von einem weitarmigen Riesenbaum, der sich über das Unterholz hob und auch keine andere Farbe als das freudlose Grün zeigte.

Gedrückt, als läge die Hitze wie ein Ballast sichtbar auf den Blattschichten, schoben sich die Wälder an den langgedehnten Gebirgslinien hin. Der Zug mußte durch viele Tunnels und die Bahn geht an Urwaldabgründen entlang, die alle von regungslosen, starr-stillhangenden, blaugrauen Blättern und von wüstem Gestrüpp angefüllt sind.

An einer Station mit zwei bis drei Häusern, die in zierlichen Kaffeeplantagen und Zuckerrohrfeldern lagen, begann es zu regnen; dicke Tropfen fielen, wie Taubeneier groß. Und sofort dampften die vielen Wälder, als bestünde der Boden aus überhitzten Herdplatten, auf denen der Regen sogleich zu Dampf wurde. Die treibhauswarmen Nebelschwaden beklemmten unsern Atem. Wir mußten die Waggonfenster schließen und fuhren dann in einer blinden Nebelwelt, hörten nur an den Echos der rasselnden Eisenwände, daß wir an Gebirgswänden vorbeidonnerten, an hohlschallenden Abgründen und durch weißen, heißen Dampf, als hätte der Zug die Erde verlassen und führe in einem bodenlosen, heißen Luftraum.

Maximilian Dauthendey.



Willemstad auf Curaçao.

Langsam fuhr die „Patagonia" am frühen Morgen in den Hafen ein ... Ich ging an Deck — und traute meinen Augen kaum. Eine echt holländische Stadt mit freundlichen Häusern und roten Ziegeldächern: ich glaubte am Zuyder-See zu sein. Kanäle, Grachten, bunte Farben, wohin man sieht; wahrhaftig, die Niederländer haben hier ein Stückchen Vaterland mitten in den Tropen ...

Aus Marzipan und feinster Lindtschokolade
Baut ein Konditor hundert Häuschen auf,
Vanillerinnen, Nougatsäulenknauf
Und knuspersüß croquantene Fassade.
Aus rosarotem Himbeerzuckerguß
Legt er die Dächer. Streut dann Mandarinen
Wie Steine in die Gärten und Rosinen,
Dazu die Pflaume und die Haselnuß.
Und in dem Delfter Zuckerzauberland,
Voll Knusperhäuschen, gehen wir spazieren,
Drei blonde Kinder, artig, Hand in Hand.
Doch endlich müssen wir die Finger rühren
Und müssen naschen von dem Zuckerkand — —
— — Da grinsen Negerfratzen aus den Türen.

Hans Heinz Ewers.

Auf Trinidad.

Die „Patagonia" dampfte von Port of Spain, der Hauptstadt Trinidads, die Küste der fruchtbaren Insel entlang. Engländer haben hier ihren festen Fuß hingesetzt und wo der ruht, trägt der Boden hundertfältige Frucht, während alles Land, das der spanische Reiterstiefel betritt, ausgesogen und unfruchtbar bleibt. Der Hapagdampfer hält an dem Ende eines langen Piers, der über tausend Meter weit ins flache Meer hinausgebaut ist. Eine Schwebebahn läuft hoch über den Pier, er geht noch ein paar Kilometer ins Land hinein zu dem berühmten Asphaltsee von La Brea. Auf dem Pier selbst stehen ein Dutzend Blockhäuser, in denen die Ingenieure und Angestellten der englischen Gesellschaft wohnen. Am Ufer erheben sich ein paar Dutzend Hütten der buntfarbigen Arbeiter.

Wir liegen vor Anker, können aber noch keine Ladung einnehmen, da der Asphalt erst in dem Augenblicke gewonnen werden kann, wenn der Dampfer, für den er bestimmt ist, schon zum Empfang bereit ist. So gehen wir über den Pier und ins Land hinein, geradeaus auf einer breiten asphaltierten Straße — mitten im Urwalde. Über uns läuft die Schwebebahn mit ihren eisernen Hunden, sie zeigt uns den Weg zum Asphaltsee.

Und jetzt liegt er vor uns. Ein großes, schwarzes Rund voll Erdpech. Man hat Bohrversuche angestellt mit den tiefstbohrenden Maschinen und ist nicht auf den Grund gekommen: der Asphalt quillt tief aus dem Innern der Erde heraus. Die Oberfläche zeigt ein stumpfes Grauschwarz, sie ist kalt und hart, so daß wir darüber gehen können. Zwischendurch sind größere oder kleinere Wassertümpel, manche klar, andere dicht besetzt mit Mangroven, Schlinggewächsen und Sumpfschilfen. An einigen Stellen drängen unaufhörlich weiße Luftblasen aus der schwarzen Masse.

Mitten auf dem Pechsee stehen Arbeiter mit langen Hacken, Mulatten und venezolanische Indianer. Sie schlagen mächtige Stücke des Asphalts los und laden sie sofort in die eisernen Hunde. Diese fliegen auf der Schwebebahn geschwind durch die Luft und bringen in fünf Minuten ihre dunkle Last zum Schiffe. Die Arbeiter hören auf, sowie eine Pause in der Beförderung eintritt, denn es hat keinen Zweck auf Vorrat loszuhacken, da die abgeschlagenen Stücke in kaum einer Stunde sich wieder festbacken. Am nächsten Tag ist das Stück, das gerade abgebaut wurde, wieder vollständig glatt, da von unten fortwährend neues Erdpech nachdrängt ...

Rings um den Asphaltsee steht dichter Urwald. Wir (ich und mein Freund, der Maler) nehmen die photographischen Apparate auf den Rücken und ziehen unsere Macheten heraus, Bowiemesser mit anderthalb Fuß langen Klingen, haarscharf geschliffen. Wir hatten sie einmal in Mexiko gekauft, in einem weltvergessenen Loch im Staate Chiapas; es waren alle möglichen verrückten Indianerzeichen darauf, aber später entdeckten wir doch ganz versteckt die Fabrikmarke: Henkel, Solingen. Wir bahnten uns einen Weg in den Urwald. Das war mir immer sehr vergnüglich erschienen; als Junge konnte ich mir nichts schöner und begehrenswerter vorstellen als so einen Urwald. Nun, schön ist er auch, aber angenehm ist er nicht. Ein Gemisch von totem und lebendem Wachstum und unerhörtes, undurchdringliches Durcheinander. Und eine Sammlung von großen und kleinen Dornen, die nur darauf zu warten scheinen, irgendetwas Menschliches zu zerfetzen. Unsere langen Messer durchhieben armdicke Lianen, riesige Palmblätter, knorrige Mangrovewurzeln. In kurzer Zeit hatten wir jede Richtung verloren, schlugen uns blindlings weiter und tappten durch dicke, faulige Tümpel. Hundert kleine, bunte Kolibris huschten wie Schmetterlinge um uns herum, zirpten und jubilierten, als wollten sie die Dummköpfe auslachen, die so mühselig durch ihr Reich krochen. Ein kräftiger Fluch — ich sehe, wie mein Freund der Länge nach über einen halbverfaulten Baumstamm stolpert, eine Böschung hinunter mit dem Gesicht in ein sumpfiges Loch fällt ... Da liegt er nun — die beiden Arme weitausgestreckt, in der rechten Hand sein langes Messer, in der linken einen schmutzigen Baumknüppel, den er in dem Schlamm ergriffen.

Ich helfe ihm aufstehen. Aber der schmutzige Knüppel zappelt, schwingt sich hin und her und reißt eine Schnauze auf — — er hat einen jungen, etwa meterlangen Alligator am Schwanze erwischt! Und da liegt dicht vor uns auch die Mama — — die aber dreimal so lang ist. Ich muß sagen, mir war gar nicht besonders zumute; im Aquarium hinter einem guten Gitter sind Alligatoren weit angenehmer zu betrachten. Aber augenscheinlich hat das Vieh noch mehr Angst als wir; es dreht sich um und kriecht schnell in das Schilf hinein.

Wir banden unserm kleinen Kerl mit einem Taschentuche die Schnauze zu und nahmen ihn mit. Wir wollten zurück, wenn bloß einer dagewesen wäre, der uns hätte antworten können auf unsere Frage: „Wo geht der Weg?" Aber niemand war da und so drangen wir aufs Geratewohl vorwärts. Leider sind nicht alle Tiere so ängstlichen Gemüts wie Alligatoren: Moskitos, Ameisen, Stechwespen zeigen vielmehr einen hervorragenden Mut. Und da die Dornen gründlich dafür sorgten, daß immer größere Teile unserer Körper unbedeckt waren, so bekamen die lieben Tierchen eine immer größere Angriffsfläche...

Endlich kamen wir doch ans Meer. Wir gingen den Strand entlang und über den Pier. Nicht gerade heldenmäßig stiegen wir an Bord...

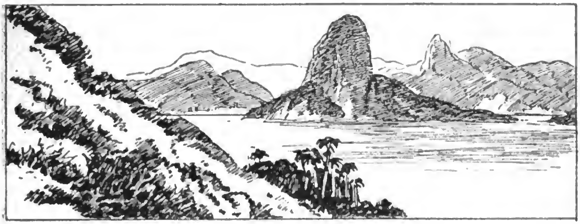
Hans Heinz Ewers.

Laguayra-Caracas.

An der Hafenstraße saß eine lange Reihe von schwarzen, braunen und gelben Kerlen, von Mulatten, Mestizen und Bastarden dreier Rassen, halbnackt und zerlumpt, Ellbogen an Ellbogen auf dem Rand der senkrecht zum Wasser fallenden Ufermauer. Manche hielten zwischen den baumelnden Beinen die Angel. Andere schliefen, mit dem Gesicht zum Hauch von der See gekehrt... Sie haben ganz recht. Lagua-yyy-ra! Wenn man das Wort nur spricht, muß man gähnen. Plumps, klang es vom Wasser herauf. Vornüber war einer der Schläfer ins Wasser gefallen. Die Genossen lachten nicht einmal über sein Mißgeschick. Sie schliefen und gähnten weiter: Laguayyyra!...

Die paar Menschen, die nicht liegen oder sitzen konnten, schlichen über den leeren Straßendamm mit feuchten, heißen und roten Gesichtern. Verärgert, nervös, gequält waren ihre Mienen. Die sonnige, feuchte Luft hing schwül und flimmernd, fast sichtbar in ihrer Schwere über der Bucht. Regungslos blinkte hinter der Mole das Meer in metallisch mattem Glanz wie ein Becken mit flüssigem, von der Glut des Tages geschmolzenem Blei. Ein Schleier, weniger von Staub als warmem Wasserdampf, lag über den Straßen. Den Dunst einer Waschküche glaubte man zu atmen. Die Kleider klebten schlaff und naß am Leib. Es war die Hölle.

Otto v. Gottberg.



Rio de Janeiro.

Als der Engelwirt erwachte, war das Zwischendeck so zauberhaft von Goldlicht erfüllt, daß er erschreckt auffuhr und den Kopf zum Abschied noch einmal dröhnend an die Decke anschlug und es dauerte noch einige Augenblicke, bis er sich bei der Erkenntnis beruhigte, daß die Helle von der Sonne kam, die ihre Strahlen fast wagrecht durch die vielen runden Luken der anderen Schiffswand hereinschoß.

Auf Deck ging es lebhaft her. Die Mannschaft, sauberer als sonst gekleidet, rüstete alles zur Landung, die Passagiere hatten zum Teil schon ihr Gepäck hinaufgebracht und drängten sich, neugierig aufgeregt an die Bordbrüstung. Leichte, weiße Wolken zogen im tiefen Blau des Himmels, unruhig hüpften die kleinen, blauen Wellen durcheinander und sprangen gleich Hunden, die den heimkehrenden Herrn begrüßen, freudig am Schiff empor. Himmel, Wolken, Luft und Wellen, alles strahlte in frischem, beseligendem Glanze wie ein tauiger Morgen und der Dampfer strebte geradenwegs aufs Land zu, dessen dunkle Höhen langsam höher und höher emporstiegen und sich schon in einzelne Rücken und schroffe Kegel gliederten. Es war, als sei auch das gute Schiff aus seinem wochenlangen Gleichmut aufgerüttelt, so ungeduldig zerschnitt es das lustige Wellengewimmel, so sichtbarlich drang es heute vorwärts; noch behender aber der Seewind, der die Wellen aufscheuchte und gegen die steinigen Ufer der vielen vorgelagerten, nahe vorbeigleitenden, grünen Inselchen warf, sich durch die tiefgrünen, feuchtschimmernden Baumkronen wühlte und weiterflog den grünen Bergen des Landes zu. Dort sah man jetzt deutlich Nebeldampf in den Tiefen der Täler und manche Wolke noch an den höchsten Gipfeln hängen und blendend im Sonnenschein über die grünen Wälder herstrahlen. Diese kräftige, einfache, erfrischende Schönheit drang tief hinein in die weit offenen, verlangenden Herzen der Einwanderer und brachte ihnen verheißende Zeichen und gütige Grüße ...

Der Dampfer rauschte näher und näher auf das bergige Land zu. Mit einem Male tat dieses sich zu einem weiten Felsentor auf, ein kahler, unzugänglicher Felsberg, nach seiner Gestalt „Zuckerhut" genannt, hielt auf der linken Seite wie ein Torwächter und ließ auf den spielenden Wellen da unten das Schifflein in eine bergumhegte, tiefe Meeresbucht eingleiten, in die Bucht von Rio. An den Zuckerhut schlossen sich in riesigem Bogenwall um die Südseite kahle und bewaldete, zackige, gewaltige Berge, rechts drüben aber sah man in zerrissenes, zerklüftetes, ausgebuchtetes Gefelse, das oft steil abfallend eine Strecke weit das Ufer verbaute. Viel zu langsam für die Einwanderer, so viel sie auch zu staunen hatten, flog der Dampfer auf der blaßblauen, flimmernden Fläche voran, dem inneren Hauptteile der Bucht entgegen, zu dem noch ein zweites, ernsteres Tor führte: ein vorgelagertes Inselfort und die in den grauen Fels der rechten Uferhöhe hineingemauerte Befestigung Nictheroys mit zwei Reihen kanonenstarrender Luken hielten den Eingang zu dem ungeheuren, inselreichen Hafen bewacht, wo sich nun linkerhand mit hellen und bunten Häusern, leuchtenden Kirchen und Prachtbauten die Stadt Rio am Ufer hin und den Hang hinauf dehnte und in der wimmelnden, schiffbedeckten Flut kaum da und dort ein Fleckchen sich zu spiegeln fand ...

Sie fuhren ungehindert hindurch, hielten eine kleine Zeit still, verständigten sich mit einem mastgeschmückten Punkte der rechten Seite durch Flaggensprache, fuhren weiter in die Bucht, hielten nochmals; bald wimmelten, wie aus dem Wasser aufgestiegen, verschiedene Negerboote mit Früchten und allerhand Kram um den Dampfer herum, fanden aber wenig Liebhaber, da sich jeder auf die Stadt vertröstete; dann schossen nacheinander zwei kleine, fauchende Dampfer mit roter und grüner Fahne und schwarzen Steuerleuten her, legten an, gelbgesichtige Herren mit schwarzen Schnurrbärten, in dunklen, goldgestickten Uniformen ließen sich von den Offizieren des Schiffs allerhand Papiere reichen, einer stieg sogar die Falltreppe herauf, machte einen Gang durchs Schiff, ließ einen kalten Blick über die Passagiere gleiten und ging wieder.

Dann suchte der Dampfer zwischen den vielen vor Anker liegenden, großen und kleinen Kriegsschiffen, Kauffahrern und Seglern den Weg und ließ endlich mitten darunter die Anker fallen. Emil Strauß.

In den Bergen über Rio de Janeiro.

Wenn ich in Neapel nachtmahlte, oben auf Bertolinis Terrasse, war ich wohl der Glücklichsten einer. Ischia und Procida zur Rechten und hinten, wo die Sonne sank, des Tiberius träumerische Insel. Und die rote Fackel des Vesuv mit weißen Nebeln und die Lande am Golf,

dicht besät mit leuchtenden Städten. Und mir zu Füßen mein grausam schönes Neapel, das ich so liebte. Nirgendwo, glaubte ich, kann es schöner sein. Nun aber sitze ich oben auf den Bergen von Rio, auf meinem Balkon im Hotel „International" — der Name ist scheußlich und paßt gar nicht zu all dieser Schönheit ...

Du fährst mit der elektrischen Tram hinauf — Bond nennt man sie hier. Durch die Stadt — nein, über die Stadt. Denn die Tram läuft über den gewaltigen steinernen Aquädukt, den die Jesuiten vor ein paar hundert Jahren auf steilen Rundbogen bauten. Ganz schmal ist das Ding und rechts und links blickst du tief hinab auf die höchsten Häuser und Palmen. Wie in Brunnen schaust du in Höfe und Gassen hinein, wie kleine Käfer siehst du dort unten die Menschen krabbeln. Und weiter hinauf zwischen Gärten und Villen, immer neue Blicke trinkend aus dieser Fülle ewig wechselnder Gesichte. Da ragen, wie bei einer Feste, mitten im Walde gewaltige Quadermauern auf, hier steigst du aus, hier sollst du bleiben.

Natürlich ist der Wirt ein Deutscher. Überall da drüben, wenn du etwas triffst, ganz gut, ganz schön, magst du sicher sein, daß es einem Deutschen gehört. Du bist verwöhnt von der Kost deines Hapagdampfers? Beruhige dich, hier ißt du gewiß nicht schlechter und hast allen Komfort, den du nur verlangen kannst in einem ersten Hause Berlins oder Londons. — Nur: du hast viel mehr! Geh auf die Terrasse, geh an dein Fenster und blicke hinaus! Oder geh durch den großen Garten mit seinen Teichen ... Durch die Bambusbüsche und Bananenhaine, zwei Schritte und du bist im Urwald ...

Mitten im Urwald! Kannst du dir vorstellen, was das sagen will? Ich habe so manchen Urwald gesehen und immer wieder berauscht mich sein Zauber. Wenn du Schritt für Schritt staunst über neue, phantastische Phänomene, dann bist du im Urwald. Wenn du in dem undurchdringlichen Gewirre von gewaltigen Stämmen, von armdicken Schlingpflanzen, von haushohen Farren und Palmen nicht mehr weißt, was nun Luftwurzel, was Zweig, was Liane ist, so bist du im Urwald. Wenn du irgendwo, fünf Meter über dir, einen mächtigen Felsblock siehst, eingeklemmt zwischen Stamm und Ästen, den der Baum losgerissen hat von dem Abhang, auf dem er steht, und mit hochgenommen hat in jahrzehntelangem Wachstum — glaube mir, dann bist du im Urwald. Wenn du wagerecht in der Luft mit Krone und Wurzeln einen Baum schweben siehst, länger als der höchste Schiffsmast, irgendwo entwurzelt im Sturm, hinaufgeschleudert und nun festgehalten von tausend starken Lianen, über und über bewachsen von blühenden Orchideen — dann bist du im Urwald. Wenn dir Scharen von Affen Steinchen und Stöckchen an den Kopf werfen, wenn blauschillernde Falter, größer als dein Strohhut, um dich spielen, wenn bunte Kolibris mit spitzen Schnäbeln aus Blumen

trinken und armlange Eidechsen über deine Füße laufen — wenn du immer wieder neue, abenteuerlich geformte Früchte an den Bäumen findest, deren Namen die Nigger, die dir begegnen, nicht einmal kennen — wenn du Ameisenhügel triffst, größer als du selbst bist — wenn — wenn — — — Glaub mir, ich könnte lange so fortfahren, dir vom Urwald zu erzählen.

Hans Heinz Ewers.

Santos.

Am nächsten Tag legten wir mit dem Koloß des deutschen Dampfers an die Kais von Santos an, gleich fast mitten in der Stadt... Und kaum hatten wir den Dampfer verlassen, so gerieten wir sofort, wie in eine unheimlich erfüllte Schlucht, in die einzige große Ader, die in Santos zwischen den Kaffeelagern in der Stadt und dem Hafen pulsiert. Mauleselkarren mit zwei hohen Rädern verstauen die Straßen. Man schlüpft mit Mühe durch. Säcke Kaffee stoßen von allen Seiten auf einen los. Ab und zu schiebt ein Karren mitten in dem Gewühl an, pufft sich an Rädern und Menschen vorbei. Wild und wüst und knatternd wie Gewehrfeuer jagt er, frei geworden, über die unebenen, harten Steine des Pflasters hinweg. Auf den hochgeschichteten Kaffeeballen liegen ein paar Caboclos auf dem Bauch, in den Gesichtern alle Mischungen von Schwarz und Gelb. Der Treiber läßt an der Straßenecke den zwei Finger breiten, dickgeflochtenen Lederriemen klatschend auf die Rücken der beiden Maulesel springen. Sie rasen ihm nicht genug. Die Tiere beißen wütend und störrisch ins Zaumzeug und jagen auf. Ein Rad prellt über eine Trottoirecke der bedrohlich engen und lebenbedrängten Gasse. Der Haufen des Caboclosgesindels wird heftig zur Seite geschmissen. Mal wird einer zu Boden geschüttelt. Aber roh lachende Stimmen schreien höhnend hinterdrein und der Führer, dem die Lederpeitsche nicht mehr genügt, schiebt sich nach vorn und stößt von oben herab die Maulesel mit seinen benagelten Schuhen in die Flanken, daß die Tiere zerrend hinwegstürzen; der Schaum schlägt um die Nüstern und die Wut kocht durch die halsstarrige Leidenschaftlichkeit des Mulablutes. Aber der Correador gerät immer tiefer in seine Ekstase der Grausamkeit. Sein Riemen saust und klatscht und klatscht; er stößt mit dem Stiel der Peitsche, mit Fäusten und Füßen nach dem Tier; er dreht sich in einem sinnbenommenen Tanz von Brutalität; jeder Hund, der in greifbarer Nähe ist, bekommt unversehens einen Riemenhieb; mit wehheulendem Gebell und hochgezogenem Hinterlauf hüpft er eilig auf drei Beinen um die Ecke davon. Die farbigen Hunde auf den Kaffeesäcken brüllen vor Vergnügen auf, spucken ihm nach, weil sie keine Steine haben, ihn zu werfen, und ihn mit den Schuhen nicht erreichen können. So saust

der Karren in knallendem Tanzen übers Pflaster weiter, mit zwanzig anderen, an hundert leer zurückjagenden Wagen vorbei und ist bald an seinem Hafenarmazem, wo er abgeladen wird.

Die Hallen der Armazems krachen und rauschen von dem ungeheuerlichen Lärm von unzählbaren, wahnsinnig schreienden Schiffswinden, von prasselnden Kränen, von Lokomotiven, die mit ununterbrochen johlenden Warnungspfiffen lange, schwere Züge puffen; Eisen, das in Eisen beißt, hart und heiß. Da liegt der enge Kai des Hafens. Eine Stunde lang zieht er, mit den eisernen Hallen der Warenlager besetzt, den schmalen Meeresarm hinab, durch den die größten Ozeandampfer bis Santos kommen.

Aber dann auf einmal, mit der Minute, wo diese Tausende von Ballen Kaffee in den Armazems sind, gibt man jedem Sack eine fast weich zu nennende Behandlung. Hier empfangen ihn Berufsleute, die Kaffeeträger. Sie legen sich einen Ballen in den Nacken, einen, oft zwei auf den Kopf (jeder im Gewicht von 60 Kilo) und eilen in langen, geschlossenen Ketten hinaus, über den kurzen, gepflasterten Kaidamm, an den stoßenden und schiebenden Zügen vorbei. Sie hüpfen mit ihrer Last die steilen, polternden und schaukelnden Stege zu den Schiffsdecks hinauf. Dort oben steht die Lücke bereit und offen. Aber Matten sind über die Kanten gedeckt; gemächlich und weich rutschen die Säcke ins tiefe Innere des Schiffsbauches hinunter. Ein Feldscher steht mit Faden und Nadel bereit, um jede Kaffeesackwunde sofort zu schließen. Dann und wann stauen sich die Säcke. Ein nackter, schwarzer, schweißglänzender Körper taucht aus der Tiefe herauf und zieht die widerstrebenden hinab, indem er zugleich eiligst vor den nachstürzenden Lasten flüchtet, die die Kaffeeträger, ohne seiner zu achten, hinunterwerfen.

Wenn unsere Ahnungslosigkeit sich etwas erholt hat von dem Wirbelsturm des Kaffeetreibens, fängt Santos an, seine verzweifelte Reizlosigkeit vor uns zu entfalten. Es ist, als stünde noch unsichtbar als Motto über jeder Tür: Schnell Geld verdienen, dann dem Fieber entfliehen.

Norbert Jacques.

Fahrt an der Küste Brasiliens.

Als wir aus der Bucht von Santos heraus waren und den Kurs südwärts nahmen, begann der Flor der nahen Küstenberge gleich sich wesenlos durchsichtig zu verspinnen. Die Sonne lag über den Ozean gebreitet, mit einem unendlich tiefen, unendlich stillen Umfangen. Wenn ich mich auf der Bank, die an der Reeling stand, hintenüber legte und die Arme so herabhängen ließ, fühlte ich oft mit einem sachten, innigen Berühren einen leichten Wellenguß die Finger hinangleiten. Denn

unser Dampfer war nicht groß. Ich habe vergessen, wieviel Dutzend Tonnen er umfing. Er lief etwa fünf Seemeilen in der Stunde. Er lief wie eine irrende Seele in der schwarzen Dünung der Küste zu Uferörtern, die fast nichts mehr mit der Welt zu tun haben. Cannanea, Iguapé ... fremder Wohllaut liegt in euren Namen ...

Einsam war die Fahrt. Keine Seele sprach mit mir. Ich verstand die Sprache der paar Menschen nicht, die mitfuhren. Ich wußte nicht, wer sie waren. Es waren schmutzige und herausgeputzte Frauen und Männer mit modisch geschnittenen, aber verkommenen Kleidern, Löchern in den Sohlen und dem Benehmen galanter Herren von Welt ... Das Gebirg der Küste wogte nahe seitwärts in den Sonnenhimmel hinauf. Dunst floß an ihm herab. Wie graue Schlangen krochen die Stämme der Urwaldbäume in den Hängen hinan. Zerspaltene Hügel waren herabgeglitten und lagen als Inseln im Meer. Sie streckten sich schwer und lang wie dunkle Ungeheuer in den Ozean. Mit wilden, felsig nackten Schnäbeln ins Wasser gewühlt, duckten und krümmten sie grimmig ihre buschigen Rücken zur Heimat ihrer Landberge zurück, denen das Meer sie entrissen. Um die Schnäbel flog hier und da die Brandung wie ein weißer Vogel. Grüne Inseln glitten vorbei mit Wäldern, Steinhöhlen, steilen Matten, schlanken Palmengruppen, einsam umschwirrt von den Rufen und dem Funkeln sonderbarer, heißer Vogelscharen. Und einmal stieg mit hochgewälzten Steinwellen eine Insel aus der See, in der plumpe Felsenschlösser und schwerkantige Felsentürme aufragten. Große Vögel umkreisten schnell die bleichen Steine, die Brandung schickte die flockigen Würfe des Gischts als Opfer über den Steinwall und die unheimlich schwere Romantik dieser einsamen Felsenschloßinsel aus granitenem Urgestein besaß etwas Mystisches, das sie zu einem sonnen- und meergebleichten Monument machte, zu einer urtümlichen Tempelburg, die eine alte Menschheit, die die Natur selber ihrer Gottheit errichtet. So stand diese steinerne Einsamkeit, ungeheuerlich verlassen im Meer, das an ihren Rändern grimmig brüllte, und rundherum auf Inseln und Küste hatte sich eine Vegetation niedergelassen, die lohte und brannte und in dumpfer Eile trieb, fettleibig und verfließend war und Grauen erregte.

Norbert Jacques.

Heiße Stadt.

Eines Tages fuhr unser Dampfer, nachdem er die halbe Nacht in der starken Dünung gelegen hatte, mitten ins Ufer hinein. Schon nach einer halben Stunde kam ein Ort, an dem wir hielten. Ein Kanu stieß ans Schiff heran, eine Frau und ein kleiner Junge saßen drin. Sie kletterten die Schiffstreppe herauf. Allerhand Bündel wurden

nachgereicht ... Wir fuhren weiter landeinwärts den Wasserarm hinauf. Beiderseits lag das Land flach und eintönig. Mangrovewälder krochen über die sumpfigen Ufer. Rosafarbige, zarte Reiher mit langen, weichen Federbüschen erhoben sich aufgescheucht aus dem Gebüsch und flogen vor dem Schiff über das Wasser. Dunkle Scharen schreiender, grauer Aasgeier umgaben sie auf einmal. Die Vögel setzten sich am andern Ufer auf die Mangrovenbäume, die zarten Vögel in Rosa und die grauen, krätzigen Dreckskerle friedlich durcheinander. Der „Itapemerim" spuckte ihnen dicke, zornige Rauchwolken zu, die schwer und schwarz wie Jet liegen blieben. Wir fuhren so den ganzen Tag. Später kam ein Gebirgszug in die Tiefe des Landes und flammte violett und bleich wie verräucherte Amethyste. Die Hitze zog in Strömen und Strudeln über das Deck des langsam fahrenden Schiffes. Ich legte mich lang hin auf eine der beiden Holzbänke an Deck.

Am späten Nachmittag kamen wir auf einmal in fließendes Wasser und bald darauf erschien an einer Drehung des Flusses eine kleine Stadt. Kurz vor ihr hörten am linken Ufer die Mangrovewälder langsam auf und gelbe Reisfelder schimmerten bleich-golden in der ruhig stehenden Sonne. Die Stadt hieß Iguapé und ich hatte gelesen, daß sie eine berühmte Wallfahrtskirche hatte, in der eine Schiffsgallione verehrt wurde. Unten im Dampfer hing auch ein Bild von einer unkenntlichen Figur. Darunter stand: „Bone Gesu d'Jguapé." Die Kirche stieg hoch und weiß über die niederen, flachen Dächer. Sie hatte zwei schöne Kuppeltürme, die mit bleicher, blauer Majolika gedeckt waren. Während zu allen Seiten das Land flach und blaß zitternd hinlief, errichtete sich stromauf über die letzten Häuser der Stadt mit einem plötzlich plumpen Aufstieg ein jäher, felsiger Berg, an dessen schroffer, nackter Flanke sich niedere Bäume wie verzweifelt aufwärtskrallten.

Norbert Jacques.

Buenos Aires.

An Bord des großen Hapagdampfers „König Wilhelm II." war ein gutes Hundert Argentiner und Argentinerinnen. Und wen man nur fragte nach Buenos Aires, der strahlte. Nur Paris steht ihm gleich, sagten sie, nur Paris ...

Von Montevideo kreuzte der gewaltige Dampfer langsam über den La Plata. In ungeheurer Breite wälzten sich die schmutzigen Fluten träge dem Meere zu, braunen Schlamm rissen die mächtigen Schrauben vom Grunde und zeichneten einen breiten, dunklen Streif in den trüben Wassern. Auf Sonnendeck stand ein Passagier und biß sich in den blonden Schnurrbart. Es war der „Reisende in Hasenhaaren",

er war der lustigste von allen an Bord gewesen, die ganze Fahrt über ... Heute abend aber war er melancholisch, fast tiefsinnig.

„Da schauen Sie", sagte er, „den Dreck nennen die Herren Argentiner: „La Plata", den Silberstrom! Und so nennen sie Buenos Aires — Paris!"

„Gefällt's Ihnen nicht?" fragte ich.

„Mir?" rief er. „Ich sagte Ihnen schon, mir wird jedesmal ganz seekrank, wenn ich wieder einmal in dieses Jammerloch muß."

Weiß Gott, der „Reisende in Hasenhaaren" hat recht gehabt. Paris? In einem Pflasterstein des Boulevard Haußmann steckt mehr Kultur als in ganz Buenos Aires. Es ist die trostloseste Großstadt dieser Erde und nur zu einem armseligen Zwecke zu gebrauchen: zum Geldverdienen.

Mühsam kroch der „König Wilhelm II." durch die schmale Fahrrinne des unendlich breiten, aber völlig verschlammten Stromes, mühselig holte ihn der Dampfleichter in den völlig unzureichenden Hafen. Da lag die Stadt der „guten Lüfte" — sie heißt wahrscheinlich so, weil man nirgends einen Mund voll frischer Luft bekommt. Es ist gar nicht zu sagen, was für uralte Stinkkästen die lieben Franzosen dieser Stadt als Automobile anhängen ... Da lag die Riesenstadt, die mehr Raum einnimmt als das achtmal stärker bevölkerte London, aber man sah nur die ersten Straßen in der ungeheuren, flachen Ebene, die kein kleiner Hügel unterbricht. Da lag sie und hatte so gar keine Ähnlichkeit mit Paris.

Unendlich lang ziehen sich die Straßen hin, alle hundert Meter in rechtem Winkel von einer Querstraße unterbrochen ... Und alle die Häuserblocks und Straßen sind sich gleich, eine wie die andere, eng, schmutzig, voll von schreienden, unappetitlichen Menschen. Ein langweiligeres Städtebild läßt sich kaum denken. Natürlich sind auch öffentliche Gebäude da, Kirchen und Bibliotheken, Theater, Schulen, Staats- und Gerichtsgebäude. Auch Plätze und Denkmäler, aber von allen ist nicht eines der Mühe wert, daß man einen kleinen Augenblick davor stehen bleibt. Nichts, aber auch gar nichts ist da, das man nicht in jeder großen europäischen Stadt viel schöner und besser sähe. Und was schlimmer ist: es ist nichts da, das charakteristisch ist für diese Stadt, nichts das sie allein voraus hätte von allen andern ...

Hans Heinz Ewers.

Am Kilauea-Krater auf Hawaii.

Ein Schauspiel wie dieses mochte der Mond wohl bieten, bevor er erloschen war; auf Erden gibt es nichts Ähnliches. Ein Vulkan, jedoch kein feuerspeiender Berg, sondern ein Feuermeer; ein Meer, wie es manchmal im Norden tobt, wenn die Frühlingsstürme die Eisdecke zerschlagen haben. Ein wildes Gewoge, Geschäume, Gespritze, Gewirbel um die schmelzenden Schollen herum. Und die Lava rauscht und singt, als ob sie die See wäre ...

Seitdem die Sonne sank, wird das Bild von Stunde zu Stunde gewaltiger. Der Kraterrand ist unsichtbar geworden; die Schlacken sind undurchsichtig; es scheint als hebe das Feuer sich vom unendlichen Weltraum ab; man glaubt, aus nächster Nähe dem Gesiede der Sonne zuzusehen. Einen Augenblick wird mir unheimlich zumute: solches zu sehen, ist dem Menschen eigentlich versagt; ich sollte beim ersten Hinblicken verzehrt worden sein. Statt dessen liege ich ungefährdet am Rande des Feuerschlundes und sehe gemächlich, wie ein Gott, dem Beginn der Dinge zu.

Jemand spricht von der Hölle. Dies ist ein Gleichnis, das mir hier nie in den Sinn käme. Der Vesuv mag es wohl heraufbeschwören, weil er einer reichen Welt des Lebens mit Verderben droht; dort symbolisiert das Feuer wirklich den Tod. Hier kann jedoch vom Tode nicht die Rede sein, weil Leben noch gar nicht vorhanden ist; hier wohnt man jenen Urereignissen bei, zu deren Zeit es noch keines gab. So empfindet man am Kilauea weder Entsetzen noch Entzücken, keine menschliche Stimmung kann hier bestehen; mir ist zumute, wie dem Urgeist zumute gewesen sein mag, da er über den Wassern schwebte ...

Jedesmal, wenn ein neuer Morgen anbricht, scheint mir als hübe das Weltgeschehen von vorne an. Die Dämpfe und Nebel verwischen die Einzelgestaltung. Die Grenzen zwischen den Dingen verschwimmen. Und die große, heilige Stille, betont, nicht gestört durch den Ruf eines einsamen Vogels, verbreitet über die Natur die Stimmung des Urbeginns. Noch nie aber habe ich so stark den Eindruck des Uranfangs gehabt wie hier. Drüben in den Wolken spiegelt sich das Feuermeer; Feuer strahlt von der Sonne auf die Felsvorsprünge herüber; von der erstarrten, violettfarbenen Lava steigen zögernd gelbe Schwefeldämpfe auf. Und

wie die Sonne ein wenig höher gestiegen ist, gewahre ich silberne Tropik-Vögel gleich Geistern aus einer anderen, besseren Welt über der weiten, dunklen Einöde kreisen.

... Was hier fortkommt, sind nur Pflanzen, welche den Schwefel lieben; seltsame fleischige Gewächse von fahlen Farben, aber mit brennend-roten Blüten geschmückt. Hier und da ein Riesenfarn oder ein verkrüppeltes Bäumchen von neuerem Muster, das offenbar zu früh zur Welt gekommen ist. Nicht viel anders mag es damals ausgesehen haben, als die Erde zuerst zur Wohnstatt des Lebens ward ...

Graf Hermann Keyserling.



Australien Polarländer

Im Hafen von Sydney.

15. Sept. abends. — Jetzt sind wir dicht an Australien. Sydney ist nur noch fünfzig Meilen entfernt.

Das hatte ich eben geschrieben, als die Passagiere auf Deck gerufen wurden, wo es etwas Schönes zu sehen gab. Es war sehr dunkel; das Auge konnte kaum fünfzig Meter in der Runde über die Meeresfläche schweifen, weiterhin verdüsterte sich alles und entschwand dem Blick. Wer aber eine Weile geduldig in die Finsternis hineinschaute, wurde reich belohnt. Nicht lange, da erschien eine Viertelmeile entfernt ein blendend heller Schein oder Strahl auf dem Wasser, so plötzlich und mit so wundervollem Glanz, daß man unwillkürlich den Atem anhielt. Die Lichtmasse dehnte sich rasch im Zickzack bis zur ungeheuren Länge der fabelhaften Seeschlange aus; man glaubte jeder Bewegung ihres Körpers folgen zu können. Sowohl das Kielwasser hinter dem Schweif, als auch die Wellen, die vor dem Kopf dahinschossen, waren wie in Feuersglut getaucht. Und mit welcher blitzartigen Geschwindigkeit das Ungetüm daherkam! Ehe man sich's versah, war der fünfzig Fuß lange, feurige Drache vorbeigestürmt und im Nu verschwunden. Aber auf demselben Fleck, von wo er gekommen war, leuchtete es wieder auf; es folgte ein zweiter Strahl, ein dritter, ein vierter, die sich mit rasender Eile in Seeschlangen verwandelten. Einmal sahen wir sechzehn zu gleicher Zeit aufblitzen und auf uns zuschießen. Die sich in zahllosen Windungen schlängelnden Feuerströme boten einen Anblick von zauberhafter Schönheit, ein Schauspiel so voller Glut und Glanz, wie es die meisten jener Zuschauer wohl erst nach ihrem Tode wieder zu sehen bekommen werden. Und was war es? — Nichts anderes als zahllose Scharen von Delphinen, die sich im phosphoreszierenden Meere tummelten. Sie vereinigten sich gleich darauf zu einem prächtigen, wilden, verworrenen Knäuel unter den Bug des Schiffes, wo sie wohl eine Stunde lang ihr munteres Spiel trieben ... Es waren Delphine von gewöhnlicher Größe, acht bis zehn Fuß lang, aber bei jeder Bewegung ihres Körpers schlängelten sich feurige Schneckenwindungen weithin rückwärts über das Wasser ...

Als wir uns Sydney bis auf dreißig Meilen genähert hatten, kam das große elektrische Licht zum Vorschein, das auf einem der hohen Wälle angebracht ist. Aus dem winzigen Lichtfunken wurde allmählich eine Riesensonne, die das dunkle Firmament wie mit einem fernhin leuchtenden Schwert zerteilte.

Der Hafen von Sydney ist durch eine steile Felswand abgeschlossen, an welcher der neue Ankömmling auch nicht die kleinste Öffnung bemerken kann. Der richtige Eingang liegt in der Mitte, ist aber so leicht zu übersehen, daß selbst Kapitän Cook vorübersegelte, ohne ihn zu finden; dicht daneben ist ein falscher, der jenem gleicht und ehemals bei Nacht dem Schiffer oft gefährlich geworden ist, als die Einfahrt noch keine Beleuchtung hatte. Auch eins der schrecklichsten Trauerspiele auf dem wilden, ruchlosen Meer, der denkwürdige Schiffbruch des „Duncan Dunbar" entsprang aus dieser Ursache. Es war ein prächtiges und sehr beliebtes Segelschiff, das von einem Kapitän befehligt wurde, der bei den Passagieren in hoher Gunst stand und sich des besten Rufes erfreute. In Sydney erwartete man die Rückkunft des Schiffes von England und zählte die Stunden bis zu seinem Eintreffen, denn es hatte eine große Menge Mütter und Töchter an Bord, die wegen der Erziehung der letzteren lange von den Ihrigen getrennt gewesen waren. In Australien und Indien, wo die Beziehungen zum Mutterlande so zahlreich sind, weiß man mehr als sonstwo, was es heißt, wenn der Mensch Schiffe mit dem Liebsten, das er auf Erden hat, befrachtet und sie von den tückischen Winden befördern lassen muß. Nur dort erfahren die Menschen, wie angstvoll das Warten ist und wie groß das Entzücken, wenn das Fahrzeug mit ihren Kleinodien in den sicheren Hafen einläuft und Furcht und Qual vorüber ist.

An Bord des „Duncan Dunbar" waren die Heimkehrenden eifrig mit Vorbereitungen beschäftigt, als es zu dämmern begann, denn sie sollten ja, noch ehe der Tag zu Ende ging, mit ihren Lieben vereint sein ... Aber sei es nun, daß der Wind sich gelegt hatte oder die Entfernung falsch berechnet war — noch kam die Landzunge nicht in Sicht, als schon das Dunkel hereinbrach. Unter gewöhnlichen Verhältnissen würde der Kapitän wohl auf offener See geblieben sein, um erst den Morgen zu erwarten; aber da er die vielen flehenden Blicke sah und auf allen Gesichtern sich die bittere Enttäuschung malte, mag ihn sein Mitgefühl bewogen haben, die schwierige Einfahrt trotz der Finsternis zu wagen. Schon siebzehnmal war er in den Hafen von Sydney eingelaufen und glaubte seiner Sache ganz sicher zu sein. So steuerte er denn in gerader Linie auf die falsche Öffnung los, die er für die richtige hielt. Als er seinen Irrtum erkannte, war es bereits zu spät. Das Schiff war rettungslos verloren, die hochgehende See riß es mit sich fort und schleuderte es auf die spitzen Klippen am Fuß der Felswand, daß es mit Krachen zer-

barst und zersplitterte ... Zweihundert Personen waren an Bord — aber nur ein Matrose entging dem Tode ...

Wir liefen ein, gingen vor Anker und fuhren am andern Morgen unter manchem Ach und Oh der Bewunderung durch die Buchten und Krümmungen des schönen, geräumigen Hafens, der ein Wunder der Welt und das Herzblatt von Sydney ist ...

Der Hafen hat etwa die Form eines Eichenblattes — in der Mitte eine Fläche des herrlichsten blauen Wassers und rechts und links schmale, tiefeinschneidende Buchten zwischen hohen, bewaldeten Landzungen, die nach beiden Seiten abfallen wie Grabhügel. Auf dem Rücken ihrer Berge stehen hie und da prächtige Villen, halb im Laubwerk versteckt, die man mit Entzücken betrachtet, während sich das Schiff der Stadt nähert. Sydney erhebt sich auf einer Hügelgruppe und deren Ausläufern in wellenförmigen Linien, die überall durch Türme, Kirchen und Prachtgebäude unterbrochen werden, die aus der Häusermasse hervorragen. Dadurch erst erhält der Gesamteindruck seinen großen malerischen Reiz.

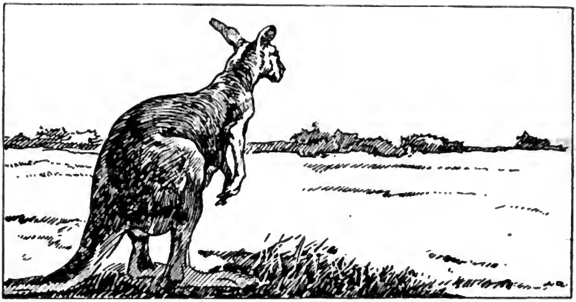
Marc Twain.

Von Sydney nach Melbourne.

Wir fuhren nachmittags mit dem Vieruhrzug von Sydney ab, und zwar in einem ganz amerikanischen, höchst vernünftig eingerichteten Schlafwagen, der sauber, schön und neu war ...

In Albury sahen wir bei Sonnenaufgang die ferne Kette der Blauen Berge. Sie tragen ihren Namen mit Recht! „Auf mein Wort", wie der Australier sagt, ein solches Blau sucht seinesgleichen. Es ist bald tief, stark glänzend, wundervoll, erhaben, majestätisch — eine einzige blaue Masse; bald sanft leuchtend oder durchsichtig, als hätte man im Innern ein Feuer angezündet. Das Blau des Himmels erlosch davor, es nahm eine weißliche, ausgewaschene Farbe an und sah bleich und ungesund aus neben jener wahrhaft köstlichen Bläue ...

Den ganzen Morgen über fuhren wir in der Ebene dahin, durch lichte Wälder von großen Gummibäumen, deren Rinde in langen, gerollten Streifen herunterhing, wie die Haut von Kranken, die sich nach dem Scharlachfieber schälen. Überall standen winzige Hütten, teils aus Holz teils aus graublauem Wellblech; auf den Zäunen und Türschwellen sah man Scharen kleiner stämmiger Buben in einfacher Kleidung, die ihren Altersgenossen an den Ufern des Mississippi zum Verwechseln ähnlich waren. Auch an Dörfern kamen wir vorüber, deren saubere Bahnhofsgebäude von oben bis unten mit Anzeigen beklebt waren. Wir sahen allerlei Vögel, aber weder ein Känguruh, noch einen Emu, weder ein Schnabeltier, auch keinen Eingeborenen. Marc Twain.



Im australischen Busch.

Wie einsam es im australischen Busch ist, läßt sich kaum in Worten schildern. Meilenweit dehnt sich der Urwald, den noch nie der Fuß eines Weißen betreten hat, nach allen Seiten aus. Unabsehbare Strecken sind mit den mächtigen Stämmen des Eukalyptus bewachsen, welche den roten Gummi ausschwitzen, der wie phantastische Tropfsteingebilde von den dünnen Zweigen herabhängt. An den steilen Schluchten wuchert langes Gras in dichten Massen. Große, baumlose Ebenen wechseln mit hügeligem Weideland, das hie und da von einem Gebirgszug, einer tiefen Kluft oder einem ausgetrocknetem Flußbett durchschnitten wird. Alles ist wild, pfadlos und menschenleer; überall begegnet dem Auge dasselbe einförmige Grau, außer wo der Akazienbusch zur Blütezeit seine geflügelten, goldgelben Blumen entfaltet oder der „Scrub", der in seiner Undurchdringlichkeit einem indischen Dschungel gleicht, wie ein grüner, glänzender Gürtel die Einöde durchzieht.

Das Gefühl der Verlassenheit wird noch durch die seltsamen Laute der Tierwelt verstärkt, die wohl geeignet sind, selbst starke Nerven zu erschüttern. Bei Tage hört man zuweilen das Getrampel einer Herde Känguruhs, die in wilder Flucht dahinstürmen, das Rascheln der Beutelratte oder den Fußtritt des Dingos, der durch das hohe Gras zu seiner Höhle schleicht. Dazwischen schwirren Heuschrecken, Kakadus und Papageien kreischen, die Krageneidechse zischt und zahllose Insekten, die sich im dichten Unterholz verbergen, summen ohne Unterlaß. Dazu gesellt sich bei Nacht noch der schauerliche Klagelaut der Sumpfvögel, das Geheul des Dingos und das ohrenzerreißende Gequake der Frösche. Kein Wunder, wenn sich bange Furcht in das Herz des einsamen Squatters schleicht und der Schlaf sein Lager flieht.

Marc Twain.

Eismeer.

Im höchsten Nordmeer liegt ein Schiff an Schollen Eises festgeschraubt,
Die Mannschaft auf dem Decke schläft, der Schnee liegt über ihrem Haupt;
Wie gellend auch der Nordwind pfeift, die Segel hängen eisumstarrt,
Kein Mast und keine Planke stöhnt, kein Tau und auch kein Ruder knarrt.
Doch jede Nacht das Nordlicht scheint und leuchtet in den weißen Tod,
Die hohlen Augen glühen hell, die bleichen Wangen werden rot;
Es malen sich ins Segeltuch Eisblumen riesig, tropengroß,
Kristall'ne Blüten, geisterhaft, kalt, unbewegt und düftelos.
Vom dunklen Eisgebirge seh'n gewalt'ge Schatten schwarz herab,
Wie von der Urwelt Tieren, die versteint hier ruh'n im Felsengrab,
Und gleich, als gähnte jetzt noch tief, tief unter'm Schnee die Feuerkraft
So rollt ein tiefer Donner oft, daß weit das Eis in Schluchten klafft.

Hermann Lingg.

Arktische Weihnachten.

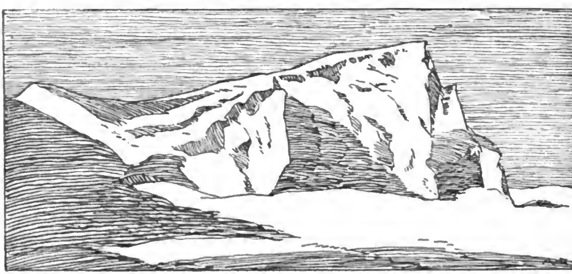
Vom Himmel löst der stundenkarge,
Lichtscheue Tag sich trauernd ab;
Früh sinkt im schwarzen Wolkensarge
Die Nordlandssonne in das Grab.
Der Bär verläßt die eis'gen Schollen,
Sich auf das feste Land zu trollen
Und Schutz zu suchen irgendwo.
Ein Klappern tönt von Renntierhufen:
Auf seines Schlittens schnellen Kufen
Kehrt von der Jagd der Eskimo.

Nun ist es still in weiter Runde,
Als gäb's hier keinen Menschen mehr.
Der rote Schein dort gibt dir Kunde,
Daß Leben noch im toten Leer.
Ein Blockhaus ist's: durch seine Fugen
Laß unsern Blick ins Innere lugen —
Das Blockhaus ist's, des Missionars.
Er feiert heut mit Weib und Kinde,
Umgraut von Nacht, umstürmt vom Winde,
Das schönste Fest des ganzen Jahrs.

Die kleine Pyramide flimmert
In Licht und buntem Flittertand,
Aus Holz und Knochen roh gezimmert
Von seiner ungeübten Hand.
Die Mutter hält empor das Kindlein,
Das schaut mit off'nem Aug' und Mündlein
Die ungewohnten Wunder all'.
Nun am Harmonium läßt sich nieder
Der Missionar — das Lied der Lieder
Weckt er mit weihevollem Schall.

Das Lied vom Christkindlein im Stalle,
Vom Wunderstern im Morgenland,
Vom Heiland, der in Liebe alle
Auf Gottes Erdenrund umspannt.
O Weihnachtsfest mit lichten Kerzen,
Du einest wundersam die Herzen;
Am fernsten Pol selbst, eisumstarrt!
Die Liebe, die am Kreuz gerungen,
Die Liebe hat die Welt umschlungen
Mit göttlicher Allgegenwart.

Richard Zoozmann.



Inhaltsverzeichnis.

Afrika.

Asien.

Amerika.

Australien und Polarländer.